D 20720 E

DER STERN

114. JAHRGANG NUMMER 4 KIRCHE JESU CHRISTI DER HEILIGEN DER LETZTEN TAGE APRIL 1988



April 1988
114. Jahrgang
Nummer 4

DER STERN

Verantwortlich für Übersetzung und Lokalteil:
Johannes Gutjahr, Dieselstraße 1,
D-6367 Karben 1
Telefon: 06039/5001

Herausgeber:
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage,
Industriestraße 21, Postfach 1568,
D-6382 Friedrichsdorf 1,
Telefon: 06172/710334

Die internationale Zeitschrift der Kirche, deutsch „Der Stern", wird monatlich auf chinesisch, dänisch, deutsch, englisch, finnisch, französisch, holländisch, italienisch, japanisch, koreanisch, norwegisch, portugiesisch, samoanisch, schwedisch, spanisch und in der Tongasprache veröffentlicht; zweimonatlich wird sie auf indonesisch, tahitisch und thailändisch veröffentlicht, vierteljährlich auf isländisch.

Published monthly by the Corporation of the President of The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints. Application to mail at second class postage rates is pending at Salt Lake City, Utah. Subscription price $ 10.00 per year. $ 1.00 per single copy. Thirty days' notice required for change of address. When ordering a change, include address label from a recent issue; changes cannot be made unless both the old address and the new are included. Send subscriptions and queries to Church Magazines, 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, United States of America.
Subscription information telephone number 801-531-2947.

POSTMASTER: Send form 3579 to *DER STERN* at 50 East North Temple Street, Salt Lake City, Utah 84150, United States of America.

Jahresabonnement:
DM 25,– durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweig oder Gemeinde). Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt, Konto-Nr. 88666, BLZ 50050102.
sFr. 20,00 an Citibank, N. A. Zürich,
Konto-Nr. 0/110501/005,
Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
öS 175,– an Erste österreichische Spar-Casse-Bank, Konto-Nr. 004-52602, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): US$10.00

Erscheint zwölfmal im Jahr

Printed by Friedrichsdorf Printing Center
Federal Republic of Germany

Beilagenhinweis: Dieser Ausgabe liegt der „KINDERSTERN April 1988" bei.

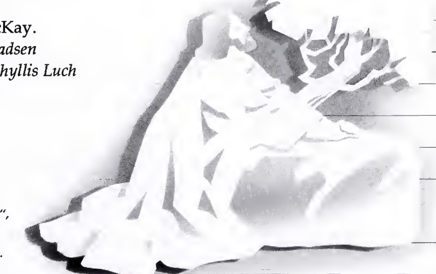
PB MA 8804 GE

DER STERN

Offizielle deutschsprachige Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage mit Artikeln aus den Zeitschriften *Ensign*, *New Era* und *Friend*.

Inhalt

Für Kinder

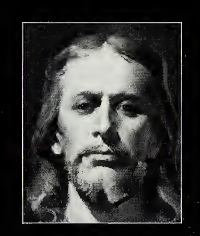


Umschlagbild: „Die Himmelfahrt", Gemälde von Harry Anderson. Siehe Botschaft von der Ersten Präsidentschaft in dieser Ausgabe.



経
モルモン経

ICH WEISS, DASS MEIN ERLÖSER LEBT



BOTSCHAFT VON DER ERSTEN PRÄSIDENTSCHAFT

PRÄSIDENT THOMAS S. MONSON

In Franklin im Staat Idaho ist wieder der Frühling eingezogen. Man hört das willkommene Zwitschern des Rotkehlchens, sieht die ersten Narzissen herauskommen. Fast über Nacht haben sich die mattbraunen Wiesen des Winters in helles Grün verwandelt. Bald werden Pflüge die satte Erde wenden, wird Saat gestreut und ein neuer Kreislauf des Lebens beginnen. Abseits der regen Geschäftigkeit im Ort, am Fuß des Hügels, liegt der Friedhof.

Dort war es, daß in einem Frühjahr wie diesem ein neues Grab – ein sehr kleines – ausgeworfen und ein winziger Sarg in die Erde gesenkt wurde. Drei Zeilen stehen auf dem schön geformten Grabstein:

MICHAEL PAUL SHUMWAY

24. Oktober 1965

14. März 1966

Ich möchte Sie mit den Shumways bekannt machen; es sind meine Nachbarn hier in Salt Lake City. Mark und Wilma Shumway und jedes ihrer Kinder grüßen immer mit einem freundlichen Lächeln oder winken mit der Hand. Sie machen alle Leute in der Nachbarschaft froh. Sie sind gute Menschen.

Können Sie sich vorstellen, wie glücklich sie waren, als am 24. Oktober der kleine Michael geboren wurde? Der Vater stolz, die Geschwister aufgeregt, die Mutter still und bescheiden: sie begrüßten diese liebliche neue Knospe, frisch aus Gottes Garten, um hier auf Erden zu erblühen. Glückliche Monate folgten.

Dann kam jene schwere Nacht im März, als der kleine Michael in seine himmlische Heimat abberufen



wurde und er keinen Lebensatem mehr hatte. Die Eltern waren von Schmerz überwältigt, weil sie ihren kostbaren Sohn verloren hatten. Wenn auch dieser Kummer ihre ganz persönliche Sache war, so trifft die Erfahrung, einen geliebten Menschen zu verlieren, doch alle Menschen: denn wer hat nicht schon die Mutter, den Vater, eine Schwester, einen Bruder, einen Sohn, eine Tochter verloren?

Wohl jeder hat sich schon die Frage gestellt, die Ijob im Alten Testament so treffend formuliert hat: „Wenn einer stirbt, lebt er dann wieder auf?" (Ijob 14:14.) Wir mögen die Frage aus unseren Gedanken verbannen, wie wir nur wollen, sie kommt doch wieder. Der Tod trifft alle Menschen. Er kommt über die Bejahrten, deren Schritte nicht mehr so fest sind. Er ruft einen, der noch kaum die Mitte seines Lebenswegs erreicht hat, und läßt das helle Lachen eines Kindes jäh verstummen.

Der Tod ist unvermeidlich, aber am besten verstehen wir ihn, wenn wir das Leben verstehen lernen, das ewige Leben.

Die Geburt auf der Erde ist ja nicht der Anfang unseres Daseins. Der Dichter William Wordsworth schrieb:

Geborenwerden ist ein Schlaf nur, ein Vergessen.
Der Geist, der mit uns kommt, des Lebens Stern,
ist vordem anderswo gewesen
und kommt hierher von fern,
doch nicht in völligem Vergessen,
und auch nicht nackt und bloß;
wie Wolken, die den Raum durchmessen,
löst' er von seiner Heimat – Gott – sich los.
Denn unsre Kindheit war im Himmel.

In Gottes Weisheit ist die Erde geschaffen worden, auf der der Mensch leben kann. Im Buch Genesis liest man: Die Erde aber war wüst und wirr, und Finsternis lag über der Urflut. Gott sprach: „Es werde Licht." Und es wurde Licht. Dann sprach Gott: „Ein Gewölbe entstehe." Und es entstand ein Gewölbe. „Die Erde lasse junges Grün wachsen." Und so geschah es. Er schuf die gefiederten Vögel, die Lebewesen, von denen das Wasser wimmelt, und die Tiere des Feldes.

Und dann schuf Gott den Menschen als sein Abbild, als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. Dem Menschen wurde Herrschaft gegeben über alles, was lebt. Die Erde wurde zu einem Prüfstand, wo wir die nötige Erfahrung sammeln können.

Wir lachen, wir weinen, wir arbeiten, wir spielen, wir lieben, wir leben. Und dann sterben wir. Und wir würden tot bleiben, wenn es nicht einen Menschen und seine Mission gegeben hätte – Jesus von Nazaret. In einem Stall geboren, mit einer Krippe als Wiege, ließ seine Geburt die inspirierten Prophezeiungen vieler Propheten in Erfüllung gehen. Er wurde von Gott belehrt. Er brachte das Leben, das Licht und den Weg. Viele folgten ihm. Kinder beteten ihn an. Die Stolzen wiesen ihn ab. Er sprach in Gleichnissen und lehrte durch sein Beispiel. Er führte ein vollkommenes Leben. Durch ihn konnten Blinde sehen, Taube hören, Lahme gehen. Sogar Tote kehrten ins Leben zurück.

Obwohl der König der Könige, der Herr der Herren gekommen war, wurde er wie ein Feind, wie ein Verräter empfangen. Es folgte ein Gespött, das von einigen Leuten als Gerichtsverhandlung bezeichnet wird. Schreie wie: „Weg mit ihm! Kreuzige ihn!" (Johannes 19:6) füllten die Luft. Dann kam der Gang nach Golgota.

Er wurde verlacht, geschmäht, verspottet und verhöhnt und ans Kreuz genagelt, während sie riefen: „Der Messias, der König von Israel! Er soll doch vom Kreuz herabsteigen, damit wir sehen und glauben" (Markus 15:32); „Anderen hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen" (Matthäus 27:42); „Bist du denn nicht der Messias? Dann hilf dir selbst!" (Lukas 23:39). Er aber antwortete: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." (Lukas 23:34.)

Er starb. Sein Leichnam wurde von liebevollen Freunden und Verwandten in ein Felsengrab gelegt.

Am ersten Tag der Woche gingen Maria Magdalene und die andere Maria in aller Frühe zum Grab. Zu ihrer Verwunderung war der Leichnam ihres Herrn nicht mehr da. Lukas berichtet, daß zwei Männer in leuchtenden Gewändern zu ihnen traten und sagten: „Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Er ist nicht hier, sondern er ist auferstanden." (Lukas 24:1,5,6.) Die Frage, die Ijob gestellt hatte – „Wenn einer stirbt, lebt er dann wieder auf?" –, war damit beantwortet.

Die heilige Schrift berichtet von den Ereignissen nach seiner Himmelfahrt. Stephanus, dem der grausame Tod eines Märtyrers beschieden war, blickte zum Himmel empor und rief: „Ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen." (Apostelgeschichte 7:56.) Auf dem Weg nach Damaskus sah Saulus in einer Vision den auferstandenen, erhöhten Christus. Petrus und Johannes gaben ebenfalls

„Sieh meine Hände und Füße", Gemälde von Harry Anderson.

Zeugnis vom auferstandenen Christus.

Wer würde denn von den erregenden Worten des Paulus an die Heiligen in Korinth nicht zutiefst erfaßt?

... Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, und ist begraben worden. Er ist am dritten Tag auferweckt worden, gemäß der Schrift, und erschien dem Kephas, dann den Zwölf. Danach erschien er mehr als fünfhundert Brüdern zugleich; die meisten von ihnen sind noch am Leben. ... Danach erschien er dem Jakobus, dann allen Aposteln. Als letztem von allen erschien er auch mir. (1 Korinther 15:3–8.)

Gott, der ewige Vater, sprach zur versammelten Menge in Amerika und sagte:

Seht meinen geliebten Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, in dem ich meinen Namen verherrlicht habe – ihn höret!

Und ... als sie dies verstanden, wandten sie ihre Blicke abermals zum Himmel; und siehe, sie sahen einen Mann aus dem Himmel herabkommen. ...

Er streckte seine Hand aus und sprach zum Volk, nämlich:

Siehe, ich bin Jesus Christus, von dem die Propheten bezeugt haben, er werde in die Welt kommen. ...

Ich bin das Licht und das Leben der Welt; und ich habe aus dem bitteren Kelch getrunken, den der Vater mir gegeben hat, und habe den Vater verherrlicht, indem ich die Sünden der Welt auf mich genommen habe. ...

Steht auf, und kommt her zu mir, daß ihr die Hände in meine Seite legen und die Nägelmale in meinen Händen und meinen Füßen fühlen könnt, damit ihr wißt, daß ich der Gott Israels und der Gott der ganzen Erde bin und für die Sünden der Welt getötet worden bin. ...

Und als sie hingegangen waren und es selbst erlebt hatten, riefen sie wie mit einer Stimme aus, nämlich:

Hosanna! Gesegnet sei der Name Gottes, des Allerhöchsten! Und sie fielen Jesus zu Füßen und beteten ihn an. (3 Nephi 11:7–11,14,16,17.)

Dieser Gott der Liebe, der seinen gekreuzigten und auferstandenen Sohn ankündigte, ist nicht ein Gott ohne Körper, Glieder und Regungen, wie ihn sich die Menschen erdacht haben. Sondern Gott, unser Vater, hat Ohren, mit denen er unsere Gebete hört. Er hat Augen, mit denen er sieht, was wir tun. Er hat einen Mund, mit dem er zu uns spricht. Er hat ein Herz, um Mitleid zu haben und Liebe zu fühlen. Er ist wirklich, und er lebt. Wir sind seine Kinder, als sein Abbild geschaffen. Wir sehen ihm ähnlich, und er sieht uns ähnlich. Er ist der Gott, der die Welt so sehr geliebt hat, daß er seinen einziggezeugten Sohn hingab, damit wir das ewige Leben haben (siehe Johannes 3:16).

Euch beiden, Mark und Wilma Shumway, und allen anderen, die einen geliebten Menschen verloren haben, gibt er den Mut zu sagen: „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen; gelobt sei der Name des Herrn." (Ijob 1:21.) Möge euer Herz entbrennen in dem Bewußtsein, daß die Bande des Todes zerrissen sind und daß eure Familie, die jetzt durch den Tod getrennt ist, eines Tages wieder vereint an den Segnungen des ewigen Lebens teilhaben wird.

Aus ganzem Herzen und mit aller Ernsthaftigkeit bekunde ich als besonderer Zeuge, daß Gott lebt. Jesus ist sein Sohn, der Einziggezeugte des Vaters im Fleisch. Er ist unser Erlöser, unser Mittler beim Vater. Er ist am Kreuz gestorben, um für unsere Sünden zu sühnen. Er ist als der Erste der Entschlafenen von den Toten auferstanden. *Mein Herz vor Freude in mir bebt: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!* □

FÜR DIE HEIMLEHRER

Einige wesentliche Punkte, die Sie vielleicht bei Ihrem Heimlehrgespräch hervorheben möchten:

1. Der Tod läßt sich am besten verstehen, wenn wir das ewige Leben verstehen lernen.
2. Jesus Christus ist unser Erlöser. Er ist am Kreuz gestorben, um für unsere Sünden zu sühnen.
3. Infolge der Auferstehung Jesu Christi werden wir mit unseren lieben Angehörigen, die gestorben sind, wiedervereinigt werden.

Hilfen für das Gespräch

1. Was für Beweise haben wir für die Auferstehung Jesu Christi?
2. Das Osterfest, das wir diesen Monat feiern, bringt uns die Kreuzigung und Auferstehung Jesu Christi in den Sinn. Was wäre eine gute Weise, Ostern zu „feiern"?

Im Gespräch können Sie auf folgendes hinweisen:

a) in der Schrift die Berichte lesen, die von der Kreuzigung und Auferstehung handeln

b) Grabstätten von verstorbenen Angehörigen besuchen

c) besondere Erörterungen und Zeugnisgeben am Familienabend

DER MANN, DER ALLES VERLOREN HATTE

Aileen Knighton

Ich habe Frank im Krankenhaus von Salt Lake City kennengelernt, wo ich als Krankenschwester arbeitete. Er war ein ruhiger Mensch in mittleren Jahren und zu uns gebracht worden, weil sein linkes Bein schlecht durchblutet wurde. Mehrere Tage lang führten wir Tests mit ihm durch, aber die Durchblutung wurde immer schlechter. Die Ärzte waren übereinstimmend der Ansicht, daß Franks Bein unterhalb des Knies amputiert werden müsse, und die Operation wurde auch ausgeführt.

Die Tage vergingen, und mir fiel auf, daß während meiner Arbeitszeit niemand Frank besucht hatte. Niemand hatte ihn angerufen, und er hatte auch keine Briefe von Freunden oder Angehörigen bekommen.

Ich war neugierig, weil er so allein schien, und deshalb sah ich mir seinen Krankenbericht an. Auf dem Einlieferungsbogen war keine Adresse angegeben; Frank hatte also keinen festen Wohnsitz, sondern reiste im Land umher. Eine Schwester in Texas war als nächste Verwandte angegeben.

Von den anderen Krankenschwestern wußte keine mehr über Frank als ich, deshalb ging ich ihn eines Tages besuchen.

Er lag ruhig wie immer im Bett, das Haar war ungekämmt. Sein Gesicht verzog sich vor Schmerz, als er versuchte, sich bequemer zurechtzulegen.

„Kann ich Ihnen helfen?" fragte ich.

„Sie könnten mir das Kissen hier unter das Bein legen", sagte er und wies auf seinen Oberschenkel. „Ich finde einfach keine bequeme Lage. Muß das so weh tun? Bekomme ich jetzt wieder eine Spritze mit einem schmerzstillenden Mittel?"

„Es tut mir leid", antwortete ich, „es ist noch zu früh für eine neue Spritze. Kommen Sie, ich gieße Ihnen etwas zu trinken ein." Ich nahm die Wasserkaraffe und goß ihm Wasser ein. „Sind Sie hier aus der Gegend?" fragte ich dann.

„Nein, als ich mit meiner letzten Arbeit in Nevada fertig war, bin ich durch Salt Lake City gekommen, um mich nach einer neuen Arbeit umzusehen. Ich war auf dem Weg nach Montana."

„Haben Sie Verwandte dort?"

„Nein, ich habe keine Verwandten." Seine Worte schienen im Zimmer widerzuhallen. „Ich habe meine Familie verloren."

Er sah mich wieder an, während er sich vor Schmerzen den Beinstumpf hielt.

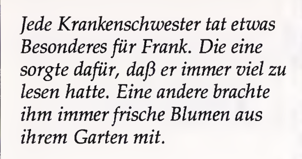
Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und blieb neben ihm stehen, bis der Schmerz vorbei war.

„Meine Frau und meine fünf Kinder sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen", erklärte er mir.

Später – ich saß im Schwesternzimmer – versuchte ich mir vorzustellen, wie schwer ihm das alles geworden sein mußte – erst hatte er seine Familie verloren und nun ein Bein. Und außerdem war er in einer fremden Stadt, wo es keine Freunde und keine Angehörigen gab, die ihm darüber hinweghelfen konnten.

Ich erzählte den anderen Schwestern, was Frank erlebt hatte. Wir beschlossen, daß wir seine Freunde und Angehörigen werden wollten. Seit dem Unfall, so erfuhren wir,

> Dieser Mann, der keine Angehörigen, keine Arbeit und kein Zuhause hatte, machte mich neugierig.



Jede Krankenschwester tat etwas Besonderes für Frank. Die eine sorgte dafür, daß er immer viel zu lesen hatte. Eine andere brachte ihm immer frische Blumen aus ihrem Garten mit.

war er von Stadt zu Stadt gezogen, nahm Gelegenheitsarbeiten an und zog dann weiter, immer auf der Suche nach etwas, was den Platz derer einnehmen könnte, die er verloren hatte. Aber er fand nichts. Er hatte Angst, erneut zu lieben und dann noch einmal alles zu verlieren.

Jede Schwester tat auf ihre Weise etwas für Frank. Eine fand heraus, daß er gerne Westernromane las, deshalb sorgte sie dafür, daß immer ein Roman da war. Eine andere brachte ihm immer frische Blumen aus ihrem Garten mit. Wieder eine andere brachte ihm seine Lieblingssüßigkeiten mit.

Auch die Angehörigen des Patienten, der im Bett neben Frank lag, beteiligten sich. Sie brachten Frank etwas mit, was mich sehr beeindruckte. Sie gaben ihm nämlich ein Familienbild. Darauf war er sehr stolz und stellte es so auf, daß er es immer sehen konnte.

Er sagte: „Weil ich keine eigene Familie mehr habe, wollen Parkers mir das Gefühl geben, daß ich zu ihnen gehöre. Das tut gut. Ich sehe mir so gerne die kleinen Kinder an." Dann deutete er auf jedes Kind und sagte seinen Namen, und zwar so stolz, als ob es sein eigenes Kind wäre.

Die Ärzte fanden bald heraus, daß die großen Schmerzen in Franks Bein von einer Komplikation herrührten und daß der Heilungsprozeß nicht richtig verlief. Deshalb war eine weitere Operation erforderlich. Und das bedeutete, daß ihm das linke Bein bis oberhalb des Knies abgenommen werden mußte. Das war schrecklich für Frank. Er sprach überhaupt nicht mehr, ausgenommen dann, wenn er um eine neue Spritze mit einem schmerzstillenden Mittel bat.

In der Nacht vor der Operation ließ Frank sich vom Bett aus auf den Boden gleiten und zog sich bis zum Fenster. Er wollte sich drei Stockwerke hinunterstürzen, damit alles ein Ende habe. Keine Schmerzen mehr. Keine Trauer und keine innere Qual mehr. Keine Einsamkeit mehr. Aber er bekam das Fenster nicht auf. Verzweifelt sank er zu Boden und weinte.

Die Operation verlief wie geplant. Dieses Mal heilte der Beinstumpf richtig, und die Schmerzen waren nicht so schlimm. Wir waren alle froh, daß es Frank endlich besserging.

Die Familie Parker nahm mit den Missionaren Kontakt auf, und Frank war sehr empfänglich für das, was sie zu sagen hatten. Als Frank aus dem Krankenhaus entlassen wurde, nahm diese großartige Familie ihn bei sich auf. Sobald sein Bein ganz geheilt war, ließ er sich taufen. Jetzt hat er eine neue Einstellung zum Leben und möchte einen neuen Anfang machen. Er freut

sich auf den Tag, wo er an seine verstorbene Frau und seine fünf Kinder gesiegelt werden kann.

Aus diesem Erlebnis habe auch ich etwas Wichtiges gelernt. Ich hatte mich gefragt, was ich für Frank tun könne, und überlegt, ob ich ihm ein Buch Mormon geben solle. Ich hatte sogar ein Buch Mormon mitgebracht, aber es war in meinem Schrank geblieben. Später kam ich mir ziemlich dumm vor, als ich Frank davon erzählte. Frank schmunzelte, hob aber warnend den Finger und sagte, ich dürfe solche Einflüsterungen nie wieder ignorieren.

Ich hoffe, das werde ich auch nicht. □

Aileen Knighton ist PV-Sekretärin in der 12. Gemeinde in Farmington in Utah.



DIENST AM NÄCHSTEN

Thelma Williams

EINES TAGES ERLITT MEIN MANN AUS HEITEREM HIMMEL EINEN SCHLAGANFALL, UND ICH MUSSTE MICH TAG UND NACHT UM IHN KÜMMERN.

Manchmal denken wir in der Kirche nur an unsere lieben Schwestern, wenn die Rede vom Opfern und Dienst am Nächsten ist. Aber es waren die Hohen Priester unserer Gemeinde, die unserer Familie gedient haben.

Eines Tages erlitt mein Mann plötzlich einen Schlaganfall, der ihn linksseitig lähmte. Er mußte zweieinhalb Monate im Krankenhaus liegen, und als er dann wieder nach Hause kam, mußte ich mich Tag und Nacht um ihn kümmern. Andere Angehörige, die weit entfernt wohnen, riefen an und schrieben Briefe, um ihm Mut zu machen, aber sie konnten nicht herkommen und mir bei der Pflege meines Mannes helfen.

Mein Mann war erst einen Tag wieder aus dem Krankenhaus zu Hause, als Bruder Cliff Barton, unser Heimlehrer, vorbeikam, um sich zu erkundigen, wie die Hohen Priester unserer Gemeinde helfen könnten. Wir kamen überein, daß es für meinen Mann und mich am besten sei, wenn ich jede Woche für ein paar Stunden aus dem Haus käme.

Seit damals sind liebevolle und besorgte Hohe Priester jede Woche zu uns gekommen, um ein paar Stunden bei meinem Mann zu bleiben. Sie haben uns geistig geholfen, und zwar durch Zeitungsartikel, Geschichten, ihren Humor und ihre Kameradschaft.

Männer, die wir nur flüchtig kannten, sind jetzt unsere besten Freunde, weil sie von sich selbst gegeben haben, um uns zu dienen. Ich kann mich darauf verlassen, daß an jedem ersten Montag im Monat das Telefon klingelt; Bruder Barton möchte wissen, was ich für den Monat geplant habe, so daß er die Besuche arrangieren kann.

Die Hohen Priester unserer Gemeinde sind Männer voller Liebe, Fürsorge und Freundlichkeit. Ihre Besuche haben lange, kalte Wintertage kürzer werden lassen,



Illustration von Scott Snow

trübe Tage heller und sonnige Tage noch leuchtender.

In meiner Gemeinde wissen die Brüder, wie man dient. □

Thelma Williams ist Musikbeauftragte der FHV in der Vierten Gemeinde in Oak Hills im Pfahl Provo-Oak-Hill.

D A S S Ü H

Der Vater mußte zusehen, was für Qualen sein einziggezeugter Sohn in Getsemani und am Kreuz litt. Und so, wie er uns unsere Schmerzen nehmen kann, hätte er auch seinem Sohn



N O P F E R

Schmerz und Qual ersparen können. Er hatte die Macht, den bitteren Kelch vom Erretter zu nehmen, aber weil er uns liebt, ließ er zu, daß sein Sohn das größte Opfer von allen brachte.



EINE BETRACHTUNG ÜBER

DIE HEILENDE KRAFT DES SÜHNOPFERS

Edwin W. Aldous



Haben Sie schon einmal erlebt, wie ein Angehöriger leiden mußte, ohne daß Sie ihm die Schmerzen nehmen konnten? Ich bin Arzt und habe in dieser Eigenschaft oft Eltern in einer solchen Situation erlebt – sie konnten nicht helfen, wollten aber etwas tun, um ihrem Kind die Schmerzen und das Leiden zu erleichtern.

Monique, ein dreijähriges Mädchen, wurde um drei Uhr morgens in die Notaufnahme des Krankenhauses gebracht. Ihr mußten Antibiotika in die Venen gespritzt werden, sie mußte im Krankenhaus bleiben und vielleicht sogar operiert werden. Es dauerte mehr als eine Stunde, bis wir ihr die Antibiotika gespritzt hatten, weil ihre Venen klein und dünn waren; die Schwestern mußten immer wieder von neuem Spritzen setzen, um eine Vene zu finden, die groß und dick genug war.

Tom, ein achtjähriger Junge, trug bei einem Autounfall einen gebrochenen Wangenknochen und schwere Augenverletzungen davon; er wurde bereits zweimal operiert und muß noch zweimal operiert werden, bevor sein Auge wieder normal aussieht.

Frank, dreizehn Jahre alt, fing Streit mit einem anderen Jungen an, und der Streit endete unglücklich mit einem gebrochenen Kiefer, der sechs Wochen lang mit einem Draht zusammengehalten werden mußte.

In allen genannten Fällen – und in zahllosen anderen – würden die Eltern gerne die körperlichen Schmerzen ihres Kindes ertragen, wenn das möglich wäre.

Dabei kommt es gar nicht darauf an, ob der Schmerz, den das Kind ertragen muß, auf Unachtsamkeit oder Ungehorsam zurückzuführen ist oder auf Umstände, die das Kind nicht beeinflussen konnte. Die Eltern sind machtlos, sie können nichts tun, und in manchen Fällen müssen sie sogar den Raum verlassen, weil es ihnen so schwerfällt, die Schmerzen ihres Kindes mitanzusehen.

Es gibt aber eine andere Art von Schmerz, die noch schlimmer ist als körperlicher Schmerz. Geistiger Schmerz kann von ewiger Dauer sein und zum geistigen Tod führen.

Glücklicherweise haben wir noch einen Vater, nämlich den Vater im Himmel, der sowohl körperlichen als auch geistigen Schmerz fortnehmen kann und wird. Durch das Sühnopfer Jesu Christi werden wir vom körperlichen Tod auferstehen; und wenn wir umkehren, werden wir auch vom geistigen Schmerz und vom geistigen Tod erlöst.

Der Vater mußte zusehen, wie sein einziggezeugter Sohn in Getsemani und am Kreuz geistige und körperliche Qualen litt. Und so, wie er uns unsere Schmerzen nehmen kann, hätte er auch seinem Sohn Schmerz und Qual ersparen können. Er hatte die Macht, dem Erretter den bitteren Kelch zu nehmen, aber weil er uns liebt, ließ er zu, daß sein Sohn das größte Opfer von allen brachte.

Elder Melvin J. Ballard hat dazu folgendes gesagt: „In jenem Augenblick, als er seinen Sohn hätte retten können, hat er uns nicht im Stich gelassen, denn er hat nicht nur seinen Sohn geliebt, sondern auch uns, und dafür danke ich ihm und preise ihn. Ich bin so froh, daß er nicht eingegriffen hat, daß seine Liebe zu uns ihn die Leiden seines Sohnes mitansehen hat lassen, und er ihn uns als unseren Erretter und Erlöser gegeben hat. Ohne ihn, ohne sein Opfer könnten wir niemals verherrlicht in seine Gegenwart kommen. Das also hat es den Vater im Himmel unter anderem gekostet, den Menschen seinen Sohn zum Geschenk zu machen." (Zitiert in Bryant S. Hinckley, *Sermons and Missionary Services of Melvin J. Ballard*, Salt Lake City, 1949, Seite 154f.)

Als Bischof bereitet es mir besondere Freude, Mitgliedern Rat zu erteilen, die ihre Übertretungen erkannt haben und nun mit der Umkehr anfangen. Zu den schönsten Erlebnissen eines Bischofs gehört es, daß er ihren Kummer wegen der Sünde und ihre Tränen wegen der Übertretung teilen und dann Betrachtungen darüber anstellen kann, daß durch das Sühnopfer Vergebung möglich geworden ist.

Wenn man die heilende Wirkung des Sühnopfers betrachtet, erkennt man das Wesentliche des Evangeliums. Das Sühnopfer gilt für uns alle; wir alle haben es nötig umzukehren, und nur durch den Erretter können wir von unseren Sünden und unserem Leiden frei und wie der Vater im Himmel werden.

Was für eine wundervolle Hoffnung schenkt das Sühnopfer uns doch! Wie sehr sind wir doch gesegnet, daß es für uns einen Erretter gibt, der unsere Last auf sich nehmen konnte und das auch getan hat. Und wie dankbar sind wir doch für einen Vater, der es zugelassen hat, daß sein Sohn uns heilt! □

Edwin W. Aldous ist Arzt und Bischof der 16. Gemeinde in Butler im Pfahl Wasatch in Salt Lake City.



Kalligraphie von Annette Horiuchi; Foto vom Engel Moroni von Welden Andersen

MEIN LIEBSTER BEGLEITER – DAS BUCH MORMON

Kyoko Karita *ist derzeit Vollzeitmissionarin in der Mission Tokio-Nord. Dieser Artikel ist zuerst in der japanischen Ausgabe der Zeitschrift der Kirche erschienen, und zwar im Abschnitt „Nachrichten der Kirche".*

Schon in der Schule habe ich mich sehr für verschiedene Religionen interessiert. Ich bin in viele Kirchen gegangen und habe mir viele Predigten angehört. Als ich auf dem Gymnasium war, fing ich an, eine wahre Kirche zu suchen, so wie Joseph Smith es getan hatte, und betete ernstlich darum, ich möge zu ihr geführt werden.

Eines Nachmittags kam ein Freund in meine Klasse, den ich lange nicht gesehen hatte. Er hatte ein Buch Mormon in der Hand, das ich damals zum ersten Mal sah. Ich war neugierig, weil auf dem Buchumschlag

jemand mit einer Trompete zu sehen war. Ich fragte ihn: „Was ist denn das?" So erfuhr ich von der Kirche.

Das Buch Mormon ist mir seitdem kostbar geworden, so wie es auch bei vielen anderen Menschen überall auf der Welt der Fall ist. Hier handelt es sich nicht um ein gewöhnliches Buch. Ich habe festgestellt, daß es mir große Kraft gibt. Ich hatte es immer bei mir, so daß ich darin lesen konnte, wenn mir danach zumute war. Nach einer Weile merkte ich, daß ich mehr tun konnte als nur darin lesen. Mir wurde klar, daß von meinen Mitmenschen viele Gottes Wort genauso brauchen wie ich.

Manchmal flüstert der Geist mir zu, mit einem bestimmten Menschen zu sprechen. Dann bete ich darum, daß ich wissen möge, was ich sagen soll, und das sage ich dann auch. Das passiert eigentlich häufig.

Weil mir mein Exemplar des Buches Mormon so viel bedeutet, möchte ich es nicht fortgeben, und deshalb beschloß ich, immer ein weiteres Exemplar bei mir zu haben. Aber ich habe gemerkt, daß ein Exemplar manchmal gar nicht ausreicht, und deshalb fing ich an, immer zwei weitere Exemplare mitzunehmen.

Meine Mutter hatte sich gewünscht, aus ihrer Tochter würde einmal ein bezauberndes junges Mädchen mit einer kleinen Handtasche am Arm, aber statt dessen trug ich Exemplare des Buches Mormon in einer großen Schultertasche mit mir herum.

Das Gewicht der Tasche erinnert mich daran, daß ich der Kirche angehöre und den anderen etwas Wichtiges zu sagen habe. Wenn ich müde bin, versuche ich, meine Missionsarbeit schneller zu tun und meine Last zu verteilen.

Wenn ich jemand davon erzähle, wie wichtig das Buch Mormon für mich ist und wie froh es mich macht, anderen davon erzählen zu können, akzeptiert der Betreffende das meistens. Vielleicht liest er das Buch nicht auf die rechte Weise, aber man weiß nie, wann er beginnt, darüber nachzudenken, wer er ist, was für einen Zweck das Leben hat und wo er hingeht. Vielleicht denkt er dann daran, daß ich ihm Zeugnis gegeben habe, und öffnet das Buch.

Wenn ich jemand ein Buch Mormon gebe, versuche ich immer, mir den Gesichtsausdruck des Betreffenden vorzustellen, wenn er erkennt, daß das Buch ein zweiter Zeuge für Jesus Christus ist und seine Lehren enthält, und zwar einschließlich des Errettungsplanes und der Liebe, die der himmlische Vater für uns hat. Diese Erkenntnis kann sein ganzes Leben verändern.

Ab und zu fahre ich zu unserem Versand, um zehn Exemplare des Buches Mormon zu kaufen. Wenn ich dann wieder auf dem Nachhauseweg bin, sagt garantiert jemand im Zug zu mir: „Sie haben da aber ein schweres Paket. Ich werde es auf den Schoß nehmen." (In Japan ist es nicht wie bei uns Sitte, jemand seinen Platz anzubieten. Die Züge in Japan sind immer überfüllt, und deshalb gibt es kaum Platz, um ein Paket auf den Boden zu stellen. Deswegen ist es Brauch, daß derjenige, der sitzt, dem anderen, der steht, anbietet, sein Paket festzuhalten. Anmerkung des Übersetzers.)

Dann schenke ich dem Betreffenden als Zeichen meiner Dankbarkeit ein Buch Mormon. Ich gebe ihm Zeugnis, daß dieses Buch von Gott ist, und erkläre, daß es mir sehr wichtig ist. Einmal beobachtete das ein Mitreisender, der neben dem Reisenden saß, der mein Paket hielt. Auch er bot mir seine Hilfe an.

Für mich bringt schon das bloße Festhalten des Buches Mormon Segnungen. Wenn ich einschlafe, halte ich mein Buch Mormon fest, und wenn ich mich einmal unsicher fühle, kann ich so ganz friedlich einschlafen. Sie können sich sicher vorstellen, wie sehr ich mich gesegnet fühle, wenn ich es lese.

Wenn ich einmal stolz und deshalb innerlich aufgewühlt bin, spricht König Benjamin zu mir (Mosia 2:20–22,24–26). Wenn ich unter meinen Schwächen leide, lasse ich mich von Moroni und Nephi belehren (Ether 12:27 und 2 Nephi 4:17–35). Wenn ich einmal zaudere, lese ich etwas über Nephi (1 Nephi 3:7). Und wenn ich Angst habe, Zeugnis zu geben, spricht Abinadi zu mir, der Zeugnis gegeben und dabei sein Leben aufs Spiel gesetzt hat.

Ich denke an Amulek (Alma 15:16), der von jenen verworfen wurde, die einmal seine Freunde waren, und ich denke an den Mut, den die zweitausend tapferen Krieger (Alma 57:19–21) aufbrachten. Ich denke an das Volk Anti-Nephi-Lehi, das seine aufrichtige Umkehr und seine Liebe zu seinen Mitmenschen unter Beweis stellte (Alma 24), an Missionare wie Alma, Ammon, Aaron und Muloki, an die Demut und den starken Glauben, den Jareds Bruder bewies, an König Lamoni, dessen Herz so rein war wie das Herz eines Kindes, an Moroni und Samuel, den lamanitischen Propheten, die beide großen Glauben und Mut besaßen. Ich frage mich, was Moroni wohl gedacht haben mag, als er nach der großen Schlacht am Hügel Cumorah allein übriggeblieben war und die goldenen Platten vergrub.

Ich bin dankbar dafür, daß Joseph Smith sich so viel Mühe gegeben hat, um die gleichen heiligen Platten zu schützen, und daß er würdig war, sie zu übersetzen, damit wir das Buch Mormon haben konnten. Ich freue mich so sehr, daß das Buch Mormon mein Begleiter ist, und ich bete darum, daß ich würdig sein möge, eines Tages die Männer kennenzulernen, die es geschrieben haben. □

„DIE LIEBE HANDELT NICHT UNGEHÖRIG“

Ziel: Sich bemühen, ein gutes Vorbild zu sein, indem man das Evangelium Jesu Christi lebt

Folgt mir nach“, sagte Jesus, und Simon Petrus und Andreas verließen ihre Netze und folgten ihm nach (siehe Matthäus 4:18–20). So wie diese einfachen Fischer, die Christi Jünger wurden, trachten auch wir danach, ihm nachzufolgen. Er vollbrachte Wunder, war ein Vorbild an Vollkommenheit und ermöglichte uns durch sein Sühnopfer und seine Auferstehung Unsterblichkeit und ewiges Leben.

Er sagt: „Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten“ (Johannes 14:15) und: „Daran werden alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt“ (Johannes 13:35). Wie können wir unsere Liebe für Jesus und füreinander zeigen? Wie können wir seine Gebote halten und ein Beispiel geben, wodurch andere veranlaßt werden, ihm nachzufolgen?

Wir haben alle die Möglichkeit, das Evangelium zu verkündigen, indem wir in der Familie, bei der Arbeit, in der Schule und in unserem Gemeinwesen ein gutes Vorbild sind. Im Patriarchalischen Segen einer jungen Frau hieß es, nach ihr würden die Menschen überall die Kirche beurteilen. Seitdem war sie viel unterwegs – mit einer Gruppe ihrer Hochschule und später für ihre Arbeit. Sie hat an ihren Patriarchalischen Segen gedacht und viele Gelegenheiten wahrgenommen, mit anderen über die Kirche zu sprechen.

Eine andere Schwester, die sich erst kurz zuvor der Kirche angeschlossen hatte, war überrascht, als eines Sonntags eine Schwester in der Gemeinde über die Kleidung in Hinblick auf den Besuch im Tempel und das Endowment sprach. „Der Rat dieser Schwester hat mich sehr beeindruckt“, sagte sie. „Als ich darüber nachdachte, wollte ich wissen, wie ich denn gekleidet sein müßte, wenn ich einmal im Tempel gewesen bin.“ Sie gab ihre unschickliche Kleidung weg und schaffte sich neue an, wobei sie nur die Maßstäbe der Kirche im Auge hatte. Als sie zwei Jahre später ihr Endowment empfing, brauchte sie ihre Garderobe nicht zu ändern; sie war schicklich und sah gut aus.

Wenn man ein gutes Vorbild ist, liebt und achtet man andere und toleriert ihren Glauben. Im Handbuch, das in der Missionarsschule gültig ist, heißt es: „Gute Umgangsformen basieren auf der Achtung vor den Gefühlen, der Meinung, dem Eigentum und der Zeit der Menschen. Durch diese Achtung zeigen wir, daß uns die anderen mehr am Herzen liegen als wir selbst.“ (*Ye Are the Light of the World*, Seite 77,78.) Wie wir andere behandeln, zeigt, was wir sind und was wir glauben.

Oft ist es einfacher, Bekannte – oder auch Fremde – zu achten und zu tolerieren, als diejenigen, die uns am nächsten sind. Sprechen wir auch dann, wenn wir müde oder krank sind oder unter Druck stehen, freundlich mit einem ungehorsamen Kind, einem gedankenlosen Ehepartner oder einem zornigen Nachbarn? Der Apostel Petrus gibt uns den Rat: „Seid alle eines Sinnes, voll Mitgefühl und brüderlicher Liebe.“ (1 Petrus 3:8.)

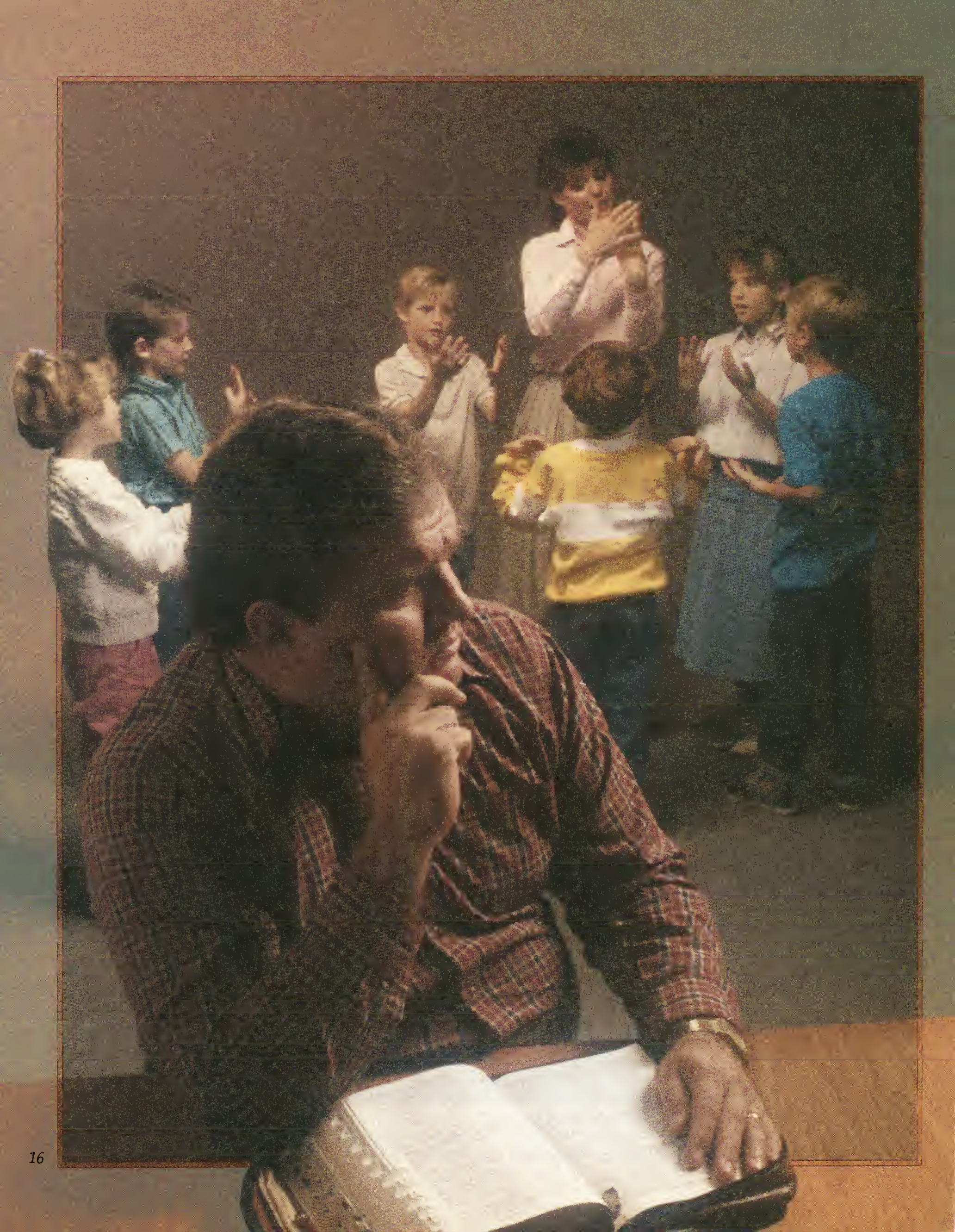
Achtung und Toleranz gehen Hand in Hand mit der Achtung vor dem Leben selbst. Wir müssen alle Kinder Gottes wie auch die übrige Schöpfung achten und in Ehren halten. Wenn uns klar wird, wer wir sind, und wir dementsprechend handeln, erarbeiten wir uns die Liebe, die, wie der Apostel Paulus sagt, nicht ungehörig handelt (siehe 1 Korinther 13:4,5) und die uns befähigt, andere so zu lieben, wie der Erretter uns liebt.

„Eine schöne, anständige und liebenswürdige Frau ist das Meisterwerk der Schöpfung“, sagte Präsident David O. McKay. „Wenn eine Frau diesen Tugenden als Leitstern noch Rechtschaffenheit und Gottesfurcht anfügt sowie den brennenden Wunsch, andere glücklich zu machen, wird niemand daran zweifeln, daß sie zu den wahrhaft Großen gehört.“ (*Man May Know for Himself*, Salt Lake City, Deseret Book Co., 1986, Seite 261.) □

ANREGUNGEN FÜR DIE BESUCHSLEHRERINNEN

1. Erzählen Sie von einem Erlebnis, in dem ein gutes Beispiel jemanden zum Guten beeinflußt hat.
2. Sprechen Sie mit der Schwester darüber, wie man ein gutes Vorbild sein kann.

(Siehe „*Der Familienabend – Anregungen und Hilfsmittel*“, Seite 205, 234, 254, 274, 279 und alle Verweise auf „Liebe“ in den Unterlagen.)



IN DER EHE NACH DEM GEIST TRACHTEN

Wenn wir bestrebt sind, dem Herrn zu gehorchen, dann läßt sich die Einheit, die wir uns mit unserem Ehepartner wünschen, leichter erreichen.

Terrence D. Olson

Wenn Dagmar doch nur nicht so aggressiv wäre", dachte Lars, „dann könnte ich auch leichter mit ihr zurechtkommen." Zwischen ihm und seiner Frau hatte sich eine Kluft aufgetan, und Lars wollte so gerne wieder die Einigkeit spüren, die in der ersten Zeit ihrer Ehe zwischen Dagmar und ihm geherrscht hatte.

Lars war der Meinung, daß eine enge Beziehung zu seiner Frau nur dann möglich sei, wenn sie sich ändere. Aber dann kam ihm die Erkenntnis, daß vielleicht er sich ändern müsse. „Was kann ich tun, um mit Dagmar eins zu sein?" überlegte er. Und diese Frage führte zu einer weiteren, nämlich: „Was für ein Mann soll ich sein?" (Siehe 3 Nephi 27:27.)

Diese Frage ging ihm nicht mehr aus dem Sinn. Er mußte daran denken, wieviel Mühe Dagmar sich am letzten Samstag bei der Vorbereitung der PV gegeben hatte. Er war böse gewesen, weil sie deshalb vielleicht zu spät zum Fußballspiel ihres Sohnes kommen würden. Sein Zorn nahm im Laufe des Nachmittags immer mehr zu – auch war er eifersüchtig auf die vielen Stunden, die sie auf die Vorbereitung verwendete.

Aber jetzt, als er unter dem Einfluß des Heiligen Geistes in der Schrift las, erschien ihm das Ereignis schon in einem anderen Licht. Was für ein Mann war er gewesen? War er hilfsbereit und willens gewesen, sie in ihrer Berufung zu unterstützen? Er mußte zugeben, daß die Beweise gegen ihn sprachen.

Langsam wurde ihm klar, daß die Anschuldigungen, die er gegen seine Frau vorgebracht hatte, nur Ausdruck seiner Selbstsucht gewesen waren. Er fragte sich, wie er nur so blind hatte sein können. Ihre Unterstützung und ihre Opfer für ihn verurteilten ihn nur noch mehr. An dem Samstag nämlich, an dem er so zornig geworden war, war Dagmar früh aufgestanden, um für ihn einen Bericht zu tippen, den er im Büro brauchte.

Es gibt eine Schriftstelle, die die Situation ganz deutlich beschreibt, in der Lars sich befand: „Wenn wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit ihm (Christus) haben, und doch in der Finsternis leben, lügen wir und tun nicht die Wahrheit." (1 Johannes 1:6.)

Als Lars anfing, von der Angewohnheit, Fehler zu finden, umzukehren und den Herrn um Hilfe bat, wurden ihm weitere Einflüsterungen des Geistes zuteil. Er sah, was er früher nie sehen wollte: er selbst mußte sich im geistigen Bereich weiterentwickeln. Der Heilige Geist zeigte ihm, wie er mit seiner Frau eins sein konnte, nicht, wie er sie ändern konnte.

Was für eine Antwort?

Wenn wir bestrebt sind, dem Herrn zu gehorchen, dann läßt sich die Einheit, die wir uns mit unserem Ehepartner wünschen, leichter erreichen. Der Geist wird uns nämlich zeigen, was für Männer beziehungsweise Frauen wir sein sollen.

Aber was für eine Antwort können wir – wenn überhaupt – erwarten, wenn wir uns schon ein Urteil über unseren Ehepartner gebildet haben und ihn, wenn wir zum Herrn kommen, als aggressiv oder nicht rechtschaffen oder nicht einfühlsam abgestempelt haben? Können wir eine klare Antwort erhalten, wenn wir mit solchen Vorurteilen beten? Solange wir Gefühle wie Eifersucht, Unmut, Zorn oder andere unchristliche Gefühle haben, widersetzen wir uns der Führung des Geistes.

Aber was ist, wenn nur ein Ehepartner sich aufrichtig um Führung von Gott bemüht, der andere hingegen nicht? Es ist oft der Fall – obwohl es nicht sein muß und nicht sein dürfte –, daß sich derjenige, der nach dem Geist trachtet, von dem verletzt fühlt, was er bei seinem Partner als Gleichgültigkeit oder Unge-

horsam ansieht. Wo früher einmal Freundlichkeit und Sanftmut geherrscht haben, herrschen nun Kälte, Ungeduld und vielleicht sogar Arroganz.

Manche wollen eine solche Reaktion vielleicht rechtfertigen, indem sie sagen: „Da sieht man einmal, wie enttäuschend es ist, wenn man einen ungehorsamen Ehepartner hat. Es ist schwer, dem Rat des Herrn zu folgen, wenn mein Mann sich nicht darum kümmert oder ständig gegen mich arbeitet."

Dieses Argument ist nicht richtig. Es führt nämlich zu dem Schluß, daß wir den Heiligen Geist um Hilfe bei der Bewältigung der Lage bitten könnten, wenn – nun wenn eben die Lage nicht so wäre, wie sie ist. In Wahrheit aber bekommen wir wegen unserer geistigen Verfassung keine Inspiration und nicht wegen der Lage, in der wir uns befinden. Wie heißt es doch so schön: „Wir wirbeln Staub auf und beklagen uns dann, daß wir nichts sehen."

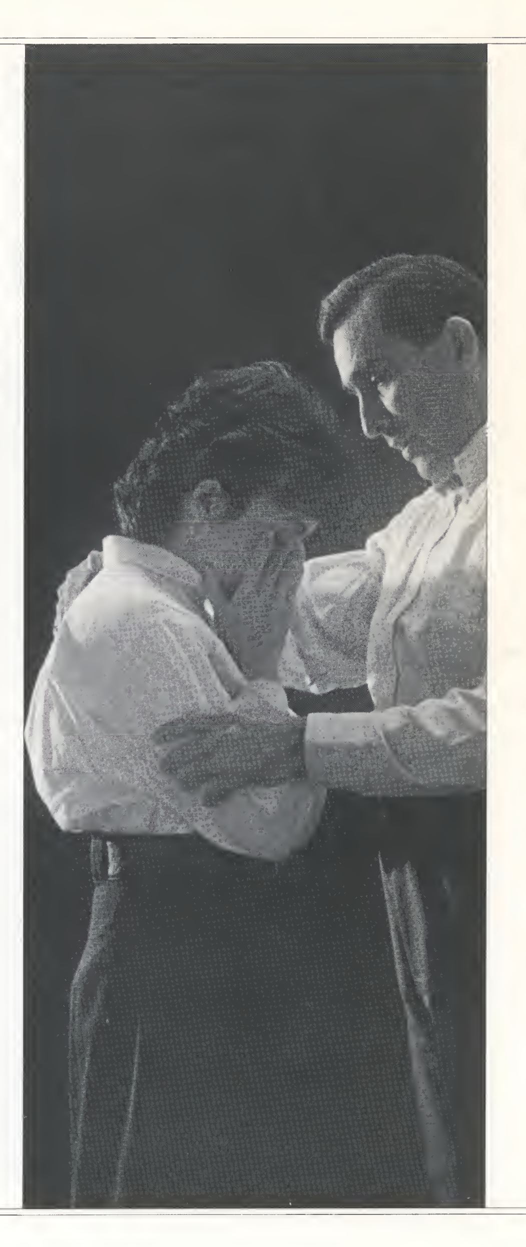
„Ich glaube, du hast Angst"

Sabine kam in Tränen aufgelöst und aufgeregt von der FHV nach Hause. Sie hatte sich sorgfältig auf ihre Lektion vorbereitet und gemeint, der Unterricht sei gut gelaufen. Später hatte sie dann gehört, wie zwei Schwestern sich im Foyer unterhielten und sie kritisierten. Das tat weh.

Sie erklärte ihrem Mann, was passiert sei. Wenn die Schwestern so von ihr dachten, dann sei es wohl an der Zeit, den Bischof um ihre Entlassung zu bitten. Ihr Mann meinte, sie solle nichts überstürzen. „Wollen wir nicht lieber abwarten, was der Geist dazu sagt?" fragte er.

Sabine war frustriert. „Du bist genauso wie alle anderen", schluchzte sie. „Du kannst überhaupt nicht verstehen, was ich durchgemacht habe, aber du sagst mir, was ich tun soll!"

Günter, ihr Mann, hätte nun mit ihr streiten können, aber das tat er nicht. Er sagte nicht einmal, daß Sabine ihn nun genauso behandle, wie sie sich von den Schwestern behandelt fühlte. Statt dessen sagte er einfach: „Ich will doch nicht dein Feind sein."



Sabine zögerte. Sie wußte nicht genau, ob er das ernst meinte oder ob er nur seine Überlegenheit ausspielen wollte. Günter fuhr fort: „Ich muß nachdenken", und verließ das Zimmer.

Was seiner Frau widerfahren war und daß sie jetzt litt, tat ihm leid. Ihre Anschuldigungen taten ihm weh, aber er schob sie beiseite. Günter spürte, wie falsch es wäre, sich so zu verhalten wie sie, nämlich zurückzuschlagen. Er dachte über das Problem nach und betete dann. Ihm wurde klar, daß er Sabine nicht zwingen konnte, ihre Gefühle zu ändern. Nur der Geist konnte sie zu einer Veränderung bewegen.

Was Günter getan hat, ist nur ein Beispiel für das, was jemand tun könnte, der vom Geist geführt wird. Der Herr gibt für jede Situation spezielle, persönliche Weisungen. Günter sagte schließlich zu Sabine: „Ich glaube, du hast Angst." Sein Herz war voller Liebe und Sorge. „Ich weiß zwar nicht, wovor du Angst hat, aber ich glaube, daß die vollkommene Liebe die Furcht vertreibt. Vielleicht kannst du dein Problem dadurch lösen, daß du die Schwestern liebst, die dich kritisiert haben."

Die Worte „Furcht" und „Liebe" gingen Sabine nicht mehr aus dem Sinn. Ihr Herz wurde weich, und sie begann, ihre zornigen Worte zu bereuen und zu erkennen, wie sehr ihr Mann sie liebte. Am nächsten Tag sagte sie zu ihm: „Es tut mir leid, daß ich das zu dir gesagt habe. Und es tut mir leid, daß ich auf das, was die Schwestern gesagt haben, so reagiert habe. Als ich als FHV-Lehrerin eingesetzt wurde, hat der Herr mir verheißen, daß ich anderen die Last leichter machen könnte. Aber wegen meines Stolzes bin ich selbst zu einer Last geworden." Mit dieser Erkenntnis, die ihr der Geist zugeflüstert hatte, gewann sie ihr Selbstvertrauen zurück und konnte den Schwestern, die sie unterrichtete, mehr christliche Liebe entgegenbringen.

Das, was Gottes ist, an die erste Stelle rücken

Einigkeit in der Ehe kann den Heiligen Geist in die Familie holen. Wie die beiden Beispiele zeigen, muß kein Ehepaar ohnmächtig miterleben, daß sich eine Kluft auftut. Wer sich bemüht, die Bündnisse zu halten, die er mit dem anderen geschlossen hat, und Gottes Willen zu tun, der erlebt Einigkeit. In einer solchen Ehe spornt jeder Partner den anderen an, so zu leben, daß er für die Führung des Geistes würdig ist, weil er selbst beispielhaft Liebe und Fürsorge zeigt und das, was Gottes ist, an die erste Stelle rückt. Was ein solches Ehepaar von anderen unterscheidet, ist das gleiche, was die wiederhergestellte Kirche von anderen Kirchen unterscheidet, nämlich die Führung und der heiligende Einfluß des Geistes.

Das, was wir sind, ist weitaus wichtiger, um die Einflüsterungen des Geistes erhalten zu können, als das, was wir tun. Wir können den Herrn nicht mit äußerem Verhalten, das anderen vielleicht gut erscheint, über unsere wirklichen Absichten hinwegtäuschen. Jede Anstrengung, von Gott Führung zu erhalten, ist vergeblich, wenn man Gott nicht sein Herz weiht: „Denn wie soll jemand einen Herrn kennen, dem er nicht gedient hat und der für ihn ein Fremder ist und der den Gedanken und Absichten seines Herzens ferne steht?" (Mosia 5:13.) Um würdig zu sein, Inspiration zu empfangen, müssen wir bereit sein, die unablässige Aufforderung des Geistes, Gutes zu tun, zu befolgen.

Manche mögen nun meinen, für andere könne es ja ganz nützlich sein, so gehorsam zu leben, daß sie Offenbarungen empfingen, aber für sie selbst sei das nicht machbar. Aber Lars', Dagmars, Günters und Sabines Erlebnisse zeigen: Wenn wir den Preis zahlen, nämlich demütig sind und uns anstrengen, können wir Einflüsterungen vom Heiligen Geist erhalten. Und wie die beiden genannten Paare ihre Schwierigkeiten gelöst haben, so können wir auch unsere lösen. □

Terrence D. Olson ist stellvertretender Dekan des Fachbereichs Familie, Zuhause und Soziales an der Brigham-Young-Universität in Provo in Utah. Er gehört der Pfahlpräsidentschaft des Sechsten Pfahls der Brigham-Young-Universität an.

Vor kurzem sprachen wir während einer Priestertumskollegiumsversammlung über das Gebet und die Rolle, die es in unserem Leben spielt. Wir sprachen darüber, wo überall man beten kann und was für unterschiedliche Ansichten man zum Beten haben kann. Und schließlich sprachen wir über das, was wir selbst im Zusammenhang mit dem Beten erlebt hatten.

Der Herr hat mir Hunderte von Malen auf meine Gebete Antwort gegeben, und ich habe immer ein starkes Zeugnis vom Beten gehabt, aber trotzdem ist mir sofort ein bestimmtes Erlebnis eingefallen, das sich 1968 in einem Militärausbildungslager in San Antonio in Texas zugetragen hat.

Ich war in der Luftwaffe, und meine Gruppe hatte die Baracke mit der Nummer 1019 zugeteilt bekommen. Diese Baracke war ein typisches Militärgebäude – zweistöckig mit Doppeltüren an jedem Ende und Fenster auf beiden Seiten. Es stand mitten unter Hunderten anderer Baracken, die genauso aussahen und alle weiß gestrichen waren.

Mein Bett stand im oberen Stockwerk ganz hinten. Wenn man die Treppe hinaufkam, sah man zur rechten Hand das Büro des Ausbildungsoffiziers, zur linken Hand die Toilette und geradeaus einen dunklen Holzfußboden.

Mein Bett – ein Etagenbett – stand in einer Reihe mit dreißig anderen Betten, die genauso aussahen. Meine Feldkiste stand am Kopfende. Ich schlief im unteren Bett.

Im Bett über mir schlief William E. (Willy) Wilson, klein, stark, schwarz, im Süden aufgewachsen und tief religiös. Er war ein guter Freund.

Vom ersten Tag im Lager an hatte ich das Bedürfnis, mehr zu beten als gewöhnlich. Aber ich fragte mich, ob ich mich in der Baracke zum Beten hinknien könnte.

Am ersten Abend wartete ich geduldig, bis das Licht ausging. Um 21.00 Uhr ging das Licht nämlich automatisch aus; der Regler dafür befand sich im Büro des

EIN GEBET IN BARACKE 1019

Jon B. Fish



Illustration von Paul Mann

Ausbildungsoffiziers. Um 4.45 Uhr ging das Licht dann wieder an.

Um 21.20 Uhr kroch ich schnell und leise aus dem Bett und kniete mich zum Beten hin. Ich bat Gott, er möge mir helfen, eine Möglichkeit zu finden, ohne Störungen zu beten.

Obwohl wir eigentlich alle hätten im Bett sein sollen, putzten noch viele im Licht einer Taschenlampe an ihren Stiefeln herum und schrieben im Licht eines Feuerzeugs Briefe. Viele unterhielten sich auch nur.

Nach dem Beten stieg ich leise wieder ins Bett, um Willy nicht zu stören. Das ging ungefähr eine Woche so.

Am Morgen des ersten Sabbats durften wir bis 6.00 Uhr schlafen. Ein paar Minuten nach 6.00 Uhr – ich saß noch völlig verschlafen auf dem Bett und versuchte, wach zu werden – kam Sergeant Bradbury, unser Ausbildungsleiter, herein.

Er rief mit lauter Stimme: „Will irgend jemand heute zur Kirche gehen?"

„Ja, Sir", rief ich zurück. Plötzlich herrschte Totenstille in der Baracke, sowohl oben bei uns als auch unten.

„Kommen Sie in mein Büro, Fish", forderte er mich mit ruhiger Stimme auf.

In jener ersten Woche hatten wir gelernt, daß wir uns niemals aus freien Stücken für etwas melden dürften. Das hatte ich jetzt aber getan.

„Du hast einen Fehler gemacht", flüsterte Willy mir zu, als ich an ihm vorüberging.

Im Büro des Sergeants meldete ich: „Angehöriger der Luftwaffe Fish meldet sich wie befohlen."

„Rühren", sagte er. „Setzen Sie sich." Ich tat, wie er gesagt hatte.

„Was für einer Kirche gehören Sie an?" fragte er mich.

„Der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage", entgegnete ich. Er sah verwirrt aus.

„Mormone, Sir", erklärte ich.

„Oh", er lächelte beinahe, „ich habe einen guten Freund, der Mormone ist." Das sagte er halb entschuldigend, als ob er mich für



Als ich von der Kirche zurückkam, begrüßten mich meine Kameraden in der Baracke mit der Frage: „Hallo, Herr Pfarrer, wie ist es Gott heute gegangen?"

diese Worte um Erlaubnis bitten wollte. Ich nickte zustimmend.

Als nächstes fragte er: „Wissen Sie, wo die Versammlungen Ihrer Kirche stattfinden?"

„Nein, Sir, das weiß ich nicht."

Er öffnete seine Schreibtischschublade, nahm einen Lagerplan heraus und zeigte mir, wo ich hingehen mußte. Außerdem gab er mir den Namen des Militärgeistlichen, den ich dann von seinem Büro aus anrief. Dieser sagte mir, daß die Priestertumsversammlung um 9.00 Uhr anfinge.

Als ich alles erfahren hatte, was ich wissen mußte, legte ich auf, und Sergeant Bradbury sagte: „Sie können hingehen. Seien Sie um 18.00 Uhr zurück."

„Ja, Sir."

Als ich schon auf dem Weg zurück zu meinem Bett war, hörte ich Sergeant Bradbury für alle hörbar sagen:

„Mit Ausnahme von Fish bleiben Sie alle in der Baracke, außer zu den Mahlzeiten."

Als ich an jenem Tag von der Kirche zurückkam, empfingen mich die anderen mit sarkastischen Bemerkungen.

„Hallo, Herr Pfarrer", rief einer.

„Na, wie ist es Gott heute gegangen?" fragte ein anderer.

Ich versuchte zu lächeln und ging weiter auf mein Bett zu. Ich sah, daß Willy oben lag und las.

„Ich habe es dir ja gesagt", sagte er zur Begrüßung, „du hast einen Fehler gemacht."

Das war das erste Mal, daß mir jemand sagte, es sei ein Fehler, zur Kirche zu gehen.

Ich zog mich um und ging mit den anderen zum Abendessen, obwohl außer Willy niemand neben mir sitzen wollte.

Den Abend verbrachten wir mit Lesen, Briefeschreiben und anderem.

Wie in der vergangenen Woche kroch ich um 21.15 leise aus dem Bett, um mich in der Dunkelheit zum Beten hinzuknien. Und wie immer gingen die vertrauten Geräusche in der Baracke weiter.

Aber ich hatte kaum angefangen zu beten, als eine Stimme plötzlich rief: „Seid still, der Herr Pfarrer betet!"

Es war Willy.

Im oberen Stockwerk unserer Baracke wurde es plötzlich still. Viele von uns würden bald zum Kämpfen nach Indochina geschickt werden. Mir wurde klar, daß wir alle den Trost brauchten, den das Beten schenkt.

So geschah es, daß ich während der nächsten sechs Wochen jeden Abend pünktlich um 21.15 aus dem Bett stieg und zwei oder drei Minuten lang für alle sechzig Männer im oberen Stockwerk von Baracke 1019 betete. Und während jener wenigen Minuten schien es, als seien wir in einem Heiligtum versammelt, weit entfernt vom Militär und von allem, was damit zusammenhing.

Am Ende jedes Gebets waren immer ein paar Stimmen zu hören, die „Amen" murmelten, und mehrere Stimmen, die lauter „Halleluja" riefen.

Aber das war nicht wichtig. Wenn ich während jener vierzig Nächte am Fußende meines Bettes stand und für viele als „Sprachrohr" fungierte, beteten wir alle zum selben Gott. Und er hatte auf meine Gebete Antwort gegeben. □

Richard Cowan ist blind, und wenn er irgendwohin möchte, wo er noch nicht war, fertigt er sich eine besondere Karte des gewünschten Gebiets an. Er nennt diese Karte eine „erhabene" Karte, denn die Linien sind erhaben wie bei einem Relief und führen ihn überall hin. Die Autobahnen auf seiner Landkarte beispielsweise sind mit Wollfäden gezogen, die Straßen mit Nähgarn, und Teiche und Parks sind mit anderen Materialien „gezeichnet". Alle wichtigen Punkte fühlen sich verschieden an.

Bruder Cowan ist Professor für Geschichte und Lehre der Kirche an der Brigham-Young-Universität in Provo in Utah. Er zeigt anderen gerne seine Schöpfungen. „Als ich nach Mexiko-City gereist bin", so erzählt er, „habe ich vorher eine ganze Serie von Stadt- und Landkarten gemacht. Diese habe ich mehrmals kopiert und dort einer Blindenorganisation geschenkt, und zwar in der Hoffnung, daß ich damit jemand helfen könnte." Bruder Cowan hat diese Landkarten jetzt aus Plastik anfertigen lassen, das sich anfühlt wie die ursprünglichen Materialien, aber viel dauerhafter ist.

Sein Orientierungssinn ist besser als die Karten, auf denen er beruht. Seine Freunde erzählen von seiner unglaublichen Fähigkeit, immer zu wissen, wo er sich befindet, in welche Richtung er geht und wie er dorthin kommt. Wenn er auf bekannten Straßen unterwegs ist, sagt er oft zum Fahrer des Autos: „Biegen Sie an der nächsten Ampel rechts ab". Wenn er sich mit einem Besucher aus einem anderen Bundesstaat unterhält, erklärt er ihm oft, wie er von einem Punkt zum anderen kommt.

Seine Frau Dawn ist gar nicht begeistert davon, daß er alleine in einer ihm vertrauten Gegend spazierengeht, und das mit schnellen Schritten. „Er nimmt keinen Stock mit", sagt sie, „und er will

RICHARD COWAN

EIN MANN MIT EINER UNGEWÖHNLICHEN VORSTELLUNGSKRAFT

Cynthia Gardner

auch keinen Blindenhund. Er geht auch nie langsamer. Ich habe immer Angst, daß er auf etwas Unerwartetes stößt und hineinläuft."

Schon in frühen Jahren hat Richard Cowan sich einen Plan für sein Leben zurechtgelegt und nicht den Mut sinken lassen, weil er blind war. „Ich kann ein bißchen sehen", meint er, denn seine Welt ist eher grau als vollkommen schwarz. „Ich bin in Los Angeles geboren und hatte dieselben Erlebnisse wie andere Kinder. Mutter hat mir vorgelesen, und auch Vater war sehr hilfreich. Als ich dreizehn war, habe ich an einem Programm teilgenommen, in dem mit Großbuchstaben und besonders heller Beleuchtung die Lesefähigkeit gefördert werden sollte. Aber das hat mir nicht viel geholfen. Ich konnte die Bücher kaum lesen. Deswegen wurde ich auf der High-School in Blindenschrift unterrichtet. Dort war ich ein Semester lang, aber es hat mir nicht sehr gefallen."

Sein Lebensplan wurde klarer, als er mit fünfzehn Jahren seinen Patriarchalischen Segen erhielt. Ihm wurde verheißen, daß er an eine schöne Tochter Zions gesiegelt werden würde und daß er schreiben und die Errettung verkündigen würde.

1953 wurde er in die Spanisch-Amerikanische Mission berufen. Bis dahin hatte er die Blindenschrift verschmäht, aber auf Mission sagte er sich, das sei dumm. „Die Blindenschrift war ein Hilfsmittel, und ich wollte es nicht gebrauchen. So gab ich mir viel Mühe und lernte die Braille-Kurzschrift, mit der man schneller schreiben kann."

Diese Entscheidung wirkte sich umgehend aus, als er gebeten wurde, mit einem Geistlichen einer anderen Glaubensrichtung ein Gespräch zu führen. Bruder Cowan hatte während des Gesprächs seine heiligen Schriften in Kurzschrift auf dem Schoß. Der Geistliche mußte schließlich zugeben, daß Elder Cowan die Schrift kannte. „Ja", meinte Richard Cowan lächelnd dazu, „ich habe sie in den Fingerspitzen."

Noch eine weitere wichtige Entscheidung hat seinen Lebensweg beeinflußt. Das war während einer Distriktskonferenz, die sein Missionspräsident und Elder Clifford E. Young, eine Generalautorität, leiteten. In dieser Versammlung spürte der Missionar Cowan den Einfluß des Heiligen Geistes so stark, daß er sich sagte: „Ich möchte gerne einen Beruf ergreifen, der mir dieses Gefühl oft ermöglicht. Was könnte ich machen?"

Sofort wußte er die Antwort: „Unterrichte Religion an der Brigham-Young-Universität." Von da an wußte er, in welche Richtung er ging. Als seine Mission beendet war und er wieder nach Hause zurückkehrte, mußte er noch ein Jahr und zwei Monate auf die „schöne Tochter Zions" warten – Dawn Houghton. Die nächsten drei Jahre verbrachten die beiden in Palo Alto in Kalifornien; Dawn las ihm vor, und Richard machte seinen Doktor im Fach Geschichte an der Stanford-Universität.

1961 begann Richard Cowan, an der Brigham-Young-Universität Religion zu unterrichten, obwohl man ihm gesagt hatte, er würde als Lehrer keinen Erfolg haben. Vier Jahre später wählten ihn die Studenten zum Professor des Jahres, und mittlerweile ist er seit 28 Jahren dort.

Bruder Cowan schreibt viel; er hat Bücher verfaßt, Vorträge über unterschiedliche Themen gehalten, die mit der Kirche in Zusammenhang stehen, und viele Artikel für Zeitschriften der Kirche geschrieben, den ersten Artikel während seiner Flitterwochen. Derzeit fungiert er als Vorsitzender des Komitees für Evangeliumslehre, das die Lektionen für die Evangeliumslehreklasse zusammenstellt. „Man kann gut mit ihm zusam-



menarbeiten", erzählt ein Komiteemitglied, „denn sein tiefes Evangeliumsverständnis hält ihn nicht davon ab, seinen Sinn für Humor zu zeigen."

Seine glühendste Bewunderin aber ist seine Frau Dawn, und zwar seit dem Augenblick, als sie ihn zum erstenmal sah. Die beiden haben sechs Kinder – vier Töchter und zwei Söhne.

Richard Cowan arbeitet weiter eifrig daran, das ewige Leben zu erlangen, und er läßt sich dabei von seinem Lebensplan leiten, den er sich in jungen Jahren zurechtgelegt und an den er sich immer gehalten hat. □

Cynthia M. Gardner ist FHV-Lehrerin in der 25. Gemeinde in Provo in Utah. Sie und ihr Mann arbeiten auch im Provo-Tempel.

Jesus sagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“

(JOHANNES 11:25.)



KINDERSTERN

April 1988

MEIN BRUDER HANS

Ann S. Bushman

Ich möchte euch von meinem kleinen Bruder Hans erzählen. Seit er geboren wurde, haben wir uns ein Zimmer geteilt, und wenn es Zeit zum Schlafen war, haben wir immer noch zusammen gespielt. Er wollte nicht gleich einschlafen. Wenn Mutti uns einen Gutenachtkuß gegeben und die Tür hinter sich zugemacht hatte, sprang Hans auf, hielt sich an den Gitterstäben seines Bettes fest und begann, auf und ab zu springen. Er schrie und winkte mir zu, bis wir schließlich beide lachten. Es war schön, mit ihm in einem Zimmer zu sein, auch wenn er erst ein Baby war.

Manche Leute meinen, Babys seien lästig, aber für Hans galt das nicht. Er hat uns viel Spaß gemacht. Er beobachtete alles, was wir taten, und wollte es dann nachmachen. Er lief im Haus umher und hob Flusen auf, die niemand sonst sah. Dann rannte er zum Abfalleimer und warf sie hinein. Er wollte immer allen helfen.

Hans war sehr unternehmenslustig und hatte vor nichts Angst. Am liebsten kletterte er an unserem Bücherregal hoch. Er kam beinahe bis an die Decke. Mutti hob ihn immer wieder herunter, aber ich dachte bei mir, Hans sei ein prima Bergsteiger.

Einmal tat ich ihm sehr weh, aber ohne es zu wollen. Er kam die Treppe hinauf und hielt sich mit der Hand an der Wand fest. Als er zur Tür oben an der Treppe kam, steckte er seine Hand durch den Spalt an der Seite, wo die Türangeln waren. Ich sah ihn nicht und schlug die Tür zu. Sein Finger wurde eingequetscht, und er schrie aus vollem Hals. Mutti und Vati fuhren schnell mit ihm ins Krankenhaus, weil sein Finger böse aufgeplatzt war und genäht werden mußte. Mir war schrecklich zumute. Aber als Hans wieder nach Hause kam, umarmte er mich, und ich wußte, daß er mich noch liebhatte. Er war sehr tapfer und weinte kaum wegen seines Fingers, und dabei war er noch nicht einmal zwei Jahre alt! Ich war sehr stolz auf ihn.

Illustration von Dick Brown

Wenn das Wetter schön war, spazierten wir gemeinsam die Straße hinunter. Hans spielte gerne auf einem unbenutzten Feld und lief mit seinen kleinen Beinen die Feldwege entlang. Er mochte auch Blumen und Insekten und Vögel.

Ich möchte ihn nie vergessen. Im letzten Monat wurde Hans nämlich richtig krank – Mutter sagte, er hätte eine Gehirnhautentzündung. Obwohl der Arzt und der Bischof kamen, um ihn gesund zu machen, ist er gestorben.

Wir haben alle geweint, als Hans starb. Mutti und Vati haben einander umarmt und geweint. Dann haben sie auch mich umarmt. Unsere Nachbarn und Freunde sind gekommen und haben auch geweint. Ich bin froh, daß unsere Freunde alle dagewesen sind. Daß ich mit ihnen sprechen konnte, hat mir geholfen. Es hat geholfen, daß ich einfach nur neben ihnen auf der Veranda sitzen konnte.

Hans ist an einem Morgen beerdigt worden. Meine Großeltern, meine Cousinen und Cousins und meine Tanten und Onkel sind alle gekommen. Auch unsere Freunde und Nachbarn sind gekommen. Mutti und Vati haben für Hans ein Lied auf dem Klavier gespielt und dann viel über Hans und Jesus gesprochen.

Hans ist in der Nähe einer kleinen Kiefer begraben. Ich mag den Baum. Vati hat gesagt, wir könnten zusehen, wie er wächst. Der Baum erinnert uns immer daran, daß Hans in Wirklichkeit lebendig und bei Jesus ist.

Ich weiß, daß Hans immer mein Bruder bleiben wird, weil Vati und Mutti im Tempel gesiegelt sind. Ehe Hans gestorben ist, habe ich nicht gewußt, wie wichtig das ist, aber jetzt weiß ich es.

Manchmal gehen wir zum Friedhof, um Blumen auf Hans' Grab zu legen. Ich habe zu Mutti gesagt, der Friedhof sähe aus wie der Park, wo wir unsere Familienfeier hatten. Sie hat mich ganz fest an sich gedrückt und mir gesagt, bei der Auferstehung werden die guten Menschen alle diejenigen wiedersehen, die sie liebhaben, und das werde die größte Familienfeier sein, die man sich vorstellen kann. Ich kann es kaum abwarten, Hans bei der Auferstehung zu umarmen. Ich vermisse ihn sehr, aber ich weiß, daß er glücklich ist, weil er beim himmlischen Vater und Jesus ist.

Wenn ich einmal sterbe, habe ich keine Angst, denn ich sehe dann ja Jesus und bin wieder mit Hans zusammen. Ich will so gut sein wie Hans, damit wir eines Tages wieder zusammensein können.

Wenn ich das Abendmahl nehme, denke ich daran, daß Jesus auferstanden ist, damit auch wir auferstehen können. Ich habe Jesus lieb, weil er das für uns getan hat. Obwohl Hans tot ist, bin ich doch glücklich, weil es Jesus gibt. □



DU BIST EWIG



Der Geist und der Leib werden wieder in ihrer vollkommenen Gestalt vereinigt werden; Glieder und Gelenke werden zu ihrer rechten Gestalt zusammengefügt, ja, so wie wir zu dieser Zeit sind. (Alma 11:43.)

Wir basteln eine Handpuppe

Jean McMullin

Anleitung: Schneide das Schnittmuster für die Puppe aus und leg es auf ein Stück doppelt gefalteten einfarbigen Stoff. Schneide nun die Umrisse aus. Jetzt leg das Muster auf ein Stück doppelt gefalteten weißen Stoff. Dann zeichne mit Filzstift auf den farbigen Stoff einen Jungen, ein Mädchen, einen Vater und eine Mutter jeweils mit Hose bzw. Rock. Zeichne auf den weißen Stoff jeweils eine Figur mit einem langen Gewand. Leg nun die farbige Figur jeweils mit der Oberseite nach unten auf den farbigen Stoff und näh die beiden Teile an den Seiten und oben zusammen. (Die Naht soll etwa 2,5 cm breit sein.) Das untere Stück bleibt offen. Nun schlägst du den unteren Saum etwa 2,5 cm nach außen ein und nähst ihn fest. Dreh nun die Innenseite der Puppe nach außen, so daß die Nähte nicht mehr zu sehen sind. Das gleiche machst du dann mit dem weißen Stoff.

Mit den Puppen kannst du während des Familienabends die Reise durch das Leben erklären. Die Puppe aus dem weißen Stoff ist der Geist, der im vorirdischen Dasein beim himmlischen Vater gelebt hat. Um darzustellen, wie der Geist bei der Geburt einen sterblichen Körper erhält, stülpst du die Puppe aus farbigem Stoff über die Puppe aus weißem Stoff. Beim Tod werden der Körper und der Geist wieder für eine Weile getrennt. Zieh die farbige Puppe wieder von der weißen ab. Der Körper wird begraben, aber der Geist lebt weiter. Bei der Auferstehung werden der Körper und der Geist wieder vereinigt.

LIMHIS VOLK FLIEHT

Als die schlechten Nephiten Sklaven der Lamaniten geworden waren, wurde Limhi, der Sohn des Königs Noa, ihr König. Limhis Volk mußte den Lamaniten die Hälfte von allem geben, was es besaß. Die Lamaniten versprachen, sie würden Limhis Volk nicht umbringen, aber sie stellten rings um das Land Wachen auf, so daß die Nephiten nicht entfliehen konnten.

Nach zwei Jahren begannen die Lamaniten die Nephiten zu quälen. Sie legten ihnen schwere Lasten auf den Rücken, schlugen sie und trieben sie wie Tiere vor sich her. Damit ging eine Prophezeiung in Erfüllung, die der Prophet Abinadi ausgesprochen hatte.

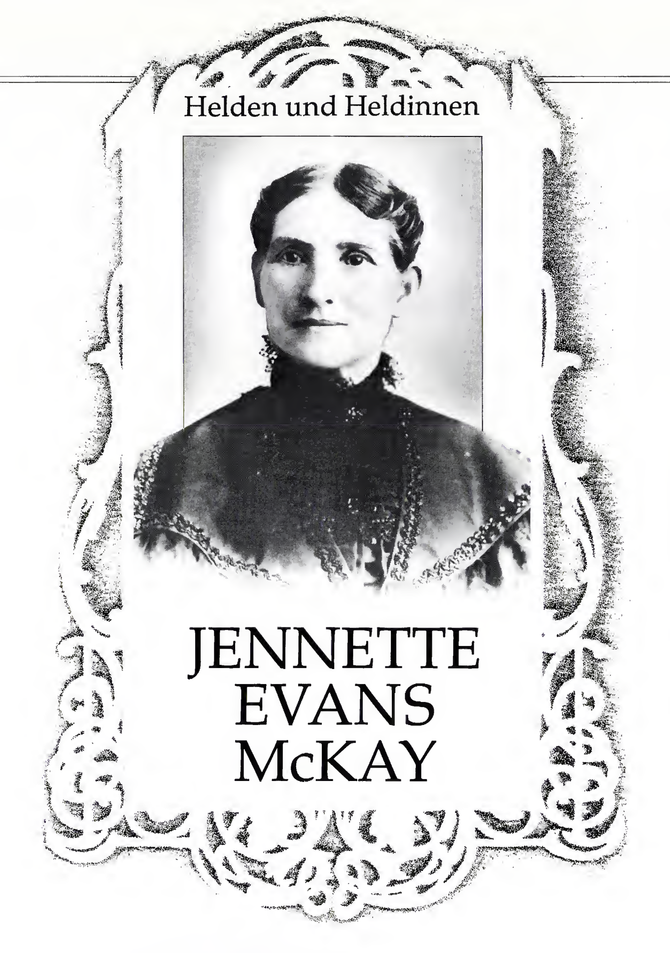
Limhi und sein Volk wurden zornig und griffen die Lamaniten an. Aber der Herr hatte ihnen nicht geboten, daß sie kämpfen sollten, und ohne seine Hilfe mußten sie eine bittere Niederlage einstecken. Dreimal zogen sie gegen die Lamaniten zum Kampf, und dreimal wurden sie geschlagen; Hunderte von Limhis Volk fielen. Schließlich begannen die Nephiten nach vielen Leiden, sich zu demütigen, und hofften, der Herr würde sie von ihren Bedrängnissen erlösen.

Da legte Gideon, einer von Limhis besten Soldaten, dem König eines Tages den folgenden Plan vor: „Sieh den hinteren Durchgang durch die hintere Mauer an der hinteren Seite der Stadt. Die Lamaniten, nämlich die Wachen der Lamaniten, sind des Nachts betrunken; darum laßt uns an all dieses Volk einen Aufruf senden, nämlich daß sie alle ihre Schafe und Rinder zusammenziehen, um sie des Nachts in die Wildnis zu treiben."

König Limhi stimmte dem Plan zu, und Gideon brachte den lamanitischen Wachen Wein. Die Wachen tranken soviel Wein, bis sie betrunken waren, und schliefen dann ein. Unterdessen schlichen sich Limhi und sein Volk mit ihren Herden an ihnen vorbei und flohen in die Wildnis. Limhis Volk wurde dann nach Zarahemla geführt, wo es sich König Mosia und der Hauptgruppe der Nephiten anschloß. □

Diese Geschichte steht in Mosia 19–22.





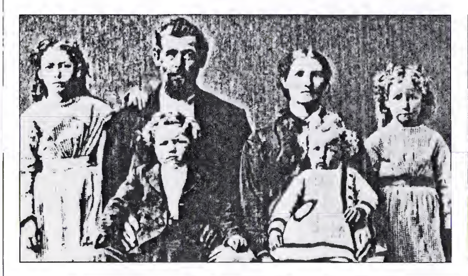
JENNETTE EVANS McKAY

Susan Arrington Madsen

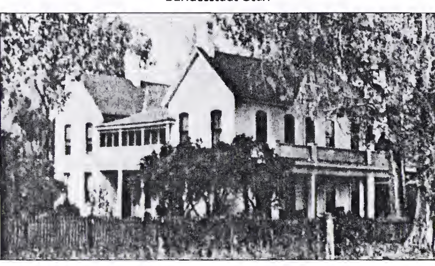
Der neunjährige David O. McKay saß mit übergeschlagenen Beinen auf dem Boden vor dem warmen Feuer im Wohnzimmer der Familie McKay in Huntsville in Utah. Neben ihm auf dem handgewebten Teppich saßen sein siebenjähriger Bruder Thomas und seine Schwestern Jennette, vier Jahre alt, und Annie, zwei Jahre alt. Die Kinder freuten sich, daß ihr Vater zum erstenmal seit über zwei Jahren wieder zu Hause war.

David McKay, nach dem David O. McKay seinen Namen hatte, war gerade aus Schottland – seinem Geburts-

Jennette und David McKay mit vier ihrer Kinder



Das Haus der Familie McKay in Huntsville im amerikanischen Bundesstaat Utah



land – zurückgekommen, wo er auf Mission gewesen war. Nun wollten die Kinder natürlich hören, was ihr Vater dort in der Fremde erlebt hatte. Die kleine Annie sah ihren Vater zum erstenmal, denn sie war zehn Tage nach seiner Abreise geboren worden. Nun schloß sie aber schnell Freundschaft mit dem gütigen, bärtigen Mann, und die beiden entwickelten eine besondere Beziehung zueinander.

David McKay erzählte seinen Kindern von Schottland, von den Klängen des Dudelsacks, von den weiten Heideflächen, den Burgen und den vielen tausend Schafen, die auf den Hügeln weideten. Da fragte eins der Kinder, ob er auf Mission auch ein Wunder erlebt habe. David McKay sah seine Frau Jennette an, legte den Arm um sie und antwortete: „Eure Mutter ist das größte Wunder, das ich auf dieser Erde erlebt habe." Die Kinder vergaßen diese Worte ihr ganzes Leben lang nicht. Ihr Vater brachte ihnen bei, ihre Mutter zu lieben und ihr für das dankbar zu sein, was sie jeden Tag für sie tat.

Jennette Evans McKay, die Mutter unseres neunten Propheten, David Oman McKay, hatte viele Opfer bringen müssen, damit ihr Mann auf Mission gehen konnte. Als die Missionsberufung im Briefkasten lag, hatten Jennette und David McKay drei Kinder, das vierte – Annie – sollte bald auf die Welt kommen. Sie hatten eine große Farm, auf der es viel zu tun gab.

David McKay wollte seine Frau nicht mit der ganzen Verantwortung allein lassen, aber Jennette sagte: „Natürlich gehst du! David O. und ich werden ganz gut zurechtkommen."

Als Jennettes Ehemann nach Schottland abgereist war, kamen die Priestertumskollegien ihrer Gemeinde, um die Frühjahrsaussaat zu machen, und Jennette brachte viel Zeit damit zu, ihren Kindern beizubringen, wie man eine Farm bewirtschaftet. Sie molken die Kühe, fütterten die Hühner, sammelten die Eier ein und halfen bei der Getreideernte mit.

Präsident David O. McKay hat nie vergessen, wie seine Mutter oft von ihren Kinderjahren in Wales erzählte, wo sie am 28. August 1850 geboren worden war, und zwar in Merthyr Tydfil.

Als sie sechs Jahre alt war, fuhren sie und ihre Familie mit einem großen Schiff nach Amerika. Sie hatten sich alle der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage angeschlossen und wollten nun bei den Heiligen in Utah sein.

Die Familie Evans siedelte sich in Ogden in Utah an, und Jennette ging dort zur Schule, als sie David McKay zum erstenmal sah. Später wurden die beiden von Wilford Woodruff getraut, der bald darauf Präsident der Kirche werden sollte.

David und Jennette bekamen elf Kinder, von denen acht das Erwachsenenalter erreichten. Jennette war eine liebe und geduldige Mutter, und sie brachte ihren Kindern jeden Tag durch Wort und Tat die Evangeliumsgrundsätze nahe. Präsident David O. McKay hat über sein Vaterhaus einmal gesagt, es sei „der liebste und schönste Ort auf der ganzen Erde" gewesen.

Jennette wollte unbedingt, daß ihre Kinder eine gute Ausbildung erhielten, und deshalb opferte sie viel Zeit und Geld, um sie auf gute Schulen zu schicken. Alle acht Kinder, die am Leben geblieben waren, schlossen das College ab.

Wenn Führer der Kirche aus Salt Lake City in die Gegend um Huntsville kamen, übernachteten sie oft bei der Familie McKay, denn in Huntsville gab es kein Restaurant und auch kein Hotel. Wenn Gäste zum Abendessen da waren, wußten die Kinder, daß sie selbst nicht soviel nehmen durften, damit genug für die Gäste da war.

Jennette Evans McKay starb 1905 im Alter von erst 54 Jahren. Viele Jahre später reiste Präsident David O. McKay nach Wales und weihte ein Gemeindehaus in Merthyr Tydfil, dem Dorf, wo seine Mutter geboren worden war. Außerdem ließ er eine große Gedächtnistafel an der kleinen Hütte anbringen, in der seine Mutter geboren worden war, und diese Tafel ist heute noch da. ☐

ZUM AUSMALEN

Phyllis Luch



Vorderes und hinteres Umschlagbild: Jerry Harston

DIE FLIEDERBÜSCHE

Geri Walton

Ich hatte nicht deshalb aufgehört, nach dem Evangelium zu leben, weil ich ungehorsam gewesen wäre oder mich aufgelehnt hätte, sondern weil ich sehr krank war. So merkte ich, was es bedeutet, sich von der Herde des Herrn abgesondert zu fühlen.

Nach vielen Monaten im Krankenhaus besuchte ich eine Fast- und Zeugnisversammlung. Es war Spätsommer, und ich war sehr allein. Ich sah, wie die Mitglieder aufstanden und Zeugnis von ihrer Liebe zum Herrn, zum Evangelium, zu ihren Führern und ihrer Famile gaben, und ich wünschte mir verzweifelt, ich könnte das gleiche Vertrauen, den gleichen Frieden und die gleiche Sicherheit im Evangelium finden, die die Menschen um mich herum offenbar gefunden hatten. Aber weil ich in schlechter körperlicher Verfassung war, war mein Sinn für Geistiges getrübt.

Dann stand ein Bruder Vance auf. Er war groß und kräftig und sah aus wie ein Großvater, der viel mit den Händen arbeitet. Er dankte dem Herrn für das Wachstum mehrerer Fliederbüsche, die seiner Frau sehr viel bedeuteten.

Die Büsche waren so hoch geworden, daß sie dem kleinen Haus der Familie Vance das Sonnenlicht nahmen. Bruder Vance sagte seiner Frau, er müsse die Büsche bis auf den Boden zurückschneiden und an eine andere Stelle verpflanzen. Aber seine Frau war strikt dagegen, weil sie befürchtete, die Büsche könnten eingehen. Bruder Vance meinte jedoch, die Umpflanzung sei notwendig.

Er erzählte davon, wie er das schwierige und doch notwendige Zurückschneiden vornahm, die Erde an einer anderen Stelle auf die Bepflanzung vorbereitete und schließlich die Wurzeln der Büsche ausgrub und an der neuen Stelle wieder einpflanzte.

Er schilderte, wie er jeden Tag Unkraut gejätet, gegossen und nach Anzeichen dafür gesucht hatte, daß die Büsche angewachsen waren. Weil es aber keine Anzeichen dafür gab, machte er sich Sorgen, die Büsche, die seiner Frau so am Herzen lagen, seien vielleicht eingegangen. Je mehr er über seine Liebe zu seiner Frau nachsann, desto mehr bedeuteten ihm die Wurzeln, die er eingepflanzt hatte.

Schließlich fand er eines frühen Morgens voller Erleichterung die ersten grünen Sprossen, die anzeigten, daß die Wurzeln noch am Leben waren und wuchsen. Er führte seine Frau zu den Fliederbüschen und dankte im Gebet dafür, daß sie wuchsen.

Bruder Vance erklärte dann, was seine Geschichte zu bedeuten hatte, indem er klarmachte, daß viele Menschen irgendwann im Laufe ihres Lebens schwach und hilflos werden. Das ist, als ob der Herr uns die Zweige zurückschneidet und uns sogar in unbekannten oder fremden Boden pflanzt, weil er Besonderes mit uns vorhat. Wenn der Herr



Illustration von Scott Snow

Illustration von David Linn

uns immer unsere Blätter und in dem gleichen Boden lassen würde, würden wir unsere Schwächen nicht erkennen und hätten nicht die Möglichkeit, sie zu überwinden. Wenn wir uns anstrengen müssen, um etwas wieder zu erreichen, werden wir stärker und wertvoller für den Herrn, als wenn wir nie Schwierigkeiten zu bewältigen gehabt hätten.

In Zeiten von Kummer und Leid werden uns seine Absichten ganz klar werden – wenn wir beten und nachdenken. Dann finden wir neue Kraft und erkennen den Sinn in dem, was wir durchmachen müssen. Dies ist eine Art, wie der Herr uns unsere Schwächen zeigt und „Schwaches für [uns] stark werden" läßt. (Ether 12:27.)

Der Geist hat mir Zeugnis gegeben, daß das, was Bruder Vance gesagt hat, wirklich stimmt. Diese neue Erkenntnis hat mir die Kraft gegeben, weiter darum zu ringen, sowohl körperlich als auch geistig wieder zu gesunden.

Viele Monate später – ich war wieder gesund und in einer neuen Gemeinde – wurde ich als Seminarlehrerin berufen. Aufgrund dessen, was ich erlebt hatte, vermochte ich das Evangelium nun mit mehr Begeisterung zu studieren und nicht nur die jungen Leute in der Gemeinde an meiner neugewonnenen Kraft teilhaben zu lassen, sondern auch andere Mitglieder, die vom Weg abkommen wollten.

Wann immer ich mich heute bei dem Gedanken an einen neuen Anfang unwohl fühle, versuche ich an Bruder Vances Geschichte vom Zurückschneiden der Fliederbüsche zu denken. So kann ich meine Prüfungen aus einem anderen Blickwinkel betrachten und darum beten, daß ich auf eine Weise wachse, wie es dem Herrn und mir gefällt. □

Geri Walton gehört zur Gemeide Aetna im Pfahl Cardston Alberta und ist jetzt Lehrerschulungsbeauftragte der PV.

EINE SCHMERZL

ALS MEIN MANN MIT GEMEINSCHAFTSENTZUG BELEGT WURDI

1973 hörten mein Mann und ich einem Sprecher in der Kirche zu, der schilderte, wie sehr Gemeinschaftsentzug und Ausschluß in den letzten Jahren in der Kirche zugenommen hatten. Ich schüttelte traurig den Kopf, fühlte mich aber davor gefeit, denn ich war im Tempel an meinen Mann gesiegelt worden, hatte ein Zeugnis und war in der Kirche aktiv. Ich hatte damals nicht die geringste Ahnung von dem, was sich später so verheerend auf mein Leben auswirken sollte.

Mein Leben änderte sich sieben Jahre später von Grund auf, als mein Mann – ein aktiver Priestertumsträger, zurückgekehrter Missionar, ehemaliger Ratgeber eines Bischofs und Vater unserer sechs Kinder – vor ein Kirchengericht gestellt und mit Gemeinschaftsentzug belegt wurde.

Ich fühlte mich verworfen und betrogen und hatte Angst, weil mir so etwas widerfahren war. Als ich dem Herrn mein Herz ausschüttete und nach einer Antwort trachtete, wurden mir ewige Grundsätze klar, die mir geholfen haben, mit dieser schmerzlichen Erfahrung fertig zu werden. Auf eine Weise, wie sie nur dem Herrn möglich ist, hat der himmlische Vater mir barmherzig wieder auf die Füße geholfen, und zwar sowohl seelisch als auch geistig.

Ich glaube, meine Qualen hätten nicht schlimmer sein können, wenn ich selbst bestraft worden wäre. Ich hatte mir lange Zeit große Mühe gegeben, alles zu tun, was der Herr von mir verlangte. Ich hatte einen guten Mann geheiratet, der ein festes Zeugnis vom Evangelium hatte, und jetzt fühlte ich mich betrogen. Er hatte sich geändert, und ich konnte nichts tun. Ich weinte um unseren Sohn, der bald alt genug für das Aaronische Priestertum war, und fragte mich, wie wir es erklären sollten, daß sein Vater ihm dieses kostbare Priestertum nicht übertragen konnte. Ein anderer Sohn sollte bald getauft werden. Wieder würden wir nach einer Erklärung suchen müssen. Ich hatte Angst, unseren Angehörigen, Freunden und den Mitgliedern unserer Gemeinde ins Gesicht zu sehen. Ich hatte zwar mein möglichstes getan, um mir und meinen Kindern das Glück zu sichern, aber jetzt war mir, als erlebte ich einen Alptraum.

Ich verbrachte meine Tage damit, eine Möglichkeit zu finden, mit dem Kummer und der Enttäuschung fertig zu werden. Weil ich jemand brauchte, mit dem ich sprechen konnte, suchte ich Hilfe und Trost beim Herrn. Und er gab mir liebevoll Rat.

Einige Jahre zuvor war einer unserer Söhne als Baby gestorben, und ich hatte mir die Schuld an seinem Tod gegeben. Ein verständnisvoller Arzt hatte mir dann klargemacht, daß das ganz normal, aber dennoch falsch sei. Wer trauert, sucht ganz automatisch nach etwas, womit er die Tragödie hätte abwenden können. „Geben Sie dem Drang nicht nach, sich selbst die Schuld zu geben", hatte er geraten.

Nach dem Kirchengericht geriet ich in eine ähnliche seelische Ver-

ICHE ART ZU WACHSEN

, BETETE ICH ZUM HERRN UND BAT IHN, MEINEM LEBEN WIEDER EINEN SINN ZU SCHENKEN.

fassung. Aber allmählich wurde mir klar, daß ich das Verhalten meines Mannes nicht bestimmen und auch nicht die Verantwortung für sein Verhalten übernehmen konnte. Ich fing an, mich auf das zu konzentrieren, was ich in mir bestimmen und ändern konnte.

Ich versuchte nicht nur, die Lage so zu akzeptieren, wie sie war, sondern auch meinen Mann. Ich begriff, daß es sinnlos war, unseren geistigen Fortschritt mit dem anderer Ehepaare zu vergleichen. Wenn ich von beispielhaften Vätern und Ehemännern las, hatte ich immer noch mit der Enttäuschung zu kämpfen, konnte mir aber sagen: „Ihre Lage ist anders. Der Herr wird mir in meiner Lage helfen." Und als ich meine Dankbarkeit für die Segnungen, die ich besaß, in Worte faßte, lernte ich, liebevoll zu akzeptieren. Damit ging einher, daß sich die Atmosphäre in unserer Familie verbesserte. Zu meinem Erstaunen stellte ich fest, daß ich nun manchmal glücklicher war und mehr Frieden spürte als in all den Jahren zuvor.

Manchmal traute ich mich nicht recht, um bestimmte Segnungen zu bitten, weil ich befürchtete, die Lage, in der mein Mann sich befand, könne verhindern, daß sie uns zuteil würden. Aber der Herr räumte meine Vorbehalte schnell aus und ließ uns im Verlauf der Jahre materielle und geistige Segnungen zuteil werden.

Mein Selbstbewußtsein hatte sehr unter dem Gemeinschaftsentzug gelitten. Ich war Leiterin einer Gemeinde-Hilfsorganisation und hatte somit viel zu tun. Wie konnte der Herr beziehungsweise der Bischof von mir erwarten, daß ich weiter in dieser Berufung arbeitete? Ich fühlte mich gefühlsmäßig und körperlich ausgelaugt. Aber niemand sprach über Entlassung, und so blieb ich, was ich war. Später begriff ich, daß der Herr mir damit zeigen wollte: Meine Fähigkeiten wurden gebraucht. Während dieser Zeit kamen unsere Kinder in der Schule und außerhalb der Schule weiterhin gut zurecht. So ließ der Herr mich wissen, daß wir als Eltern nicht versagten. Diese Erfahrung gab mir Mut und mein Selbstwertgefühl zurück.

Als die Wochen, Monate und Jahre vergingen, waren die Schmerzen manchmal mehr, manchmal weniger stark. Ich gewöhnte mich daran, daß die meisten Menschen das Thema mieden. Nur wenige überwanden die Angst, etwas zu sagen, und so sagten die meisten auch nichts. Ich werde einer Freundin immer dankbar sein, die mit echtem Interesse fragte: „Wie geht es bei euch?" und sich dann auch geduldig meine Antwort anhörte.

Der Herr hörte nicht auf, mich zu trösten und zu unterweisen. Oft beklagte ich mich darüber, daß mein Mann sich einfach nicht ändern wollte. Aber der himmlische Vater weigerte sich jedesmal, meine Kritik zu bestätigen. Durch Inspiration verwies er mich auf liebevolle Weise auf Schriftstellen, in denen von Toleranz die Rede war. Außerdem hielt er mir meine besondere Aufgabe als Frau vor Augen. Mir wurde klar, daß der Teil von "Lehre und Bündnisse", Abschnitt 25, in dem der Herr Emma Smith auffordert, ihrem Mann hilfreich zur Seite zu stehen und ihm Trost zu schenken, ebenso sehr für mich galt. Immer wieder las ich diesen Abschnitt durch, und jedesmal glaubte ich mehr an den Wert meines Mannes.

Ich betete regelmäßig darum, daß meine Liebe zu meinem Mann wachsen möge. Der Herr antwortete mir auf ungewöhnliche, aber praxisnahe Weise. Ich suchte nach Möglichkeiten, von mir selbst zu geben, wohl wissend, daß diejenigen, denen man dient, diejenigen werden, die man liebt. Da mußte ich nicht lange suchen, denn mein Mann hatte innerhalb eines Jahres drei leichte Unfälle. Während der kurzen Zeit, die er sich zu Hause erholte, brachte ich ihm Fürsorge und Liebe entgegen, für die ich mit mehr Liebe und Dankbarkeit ihm gegenüber belohnt wurde.

Außerdem wurde mir klar, daß Dienen keine große Sache sein muß. Mein Mann war sehr viel von zu Hause fort, und so machte ich es mir zur Aufgabe, ihm ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken, wenn er da war. Ich machte es mir zur Pflicht, ihm jeden Tag etwas Positives oder Nettes zu sagen, und das wurde mir dann zur Gewohnheit. Außerdem vermied ich es, meinen Mann zu kritisieren, weder vor ihm noch vor anderen. Das alles wirkte Wunder. Wie eine sterbende Pflanze, die Licht und Nahrung neu entdeckt, begann unsere Liebe wieder zu blühen.

Das 27. Kapitel des Buches Mosia gab mir viel Hoffnung und Trost. Hier erscheint ein Engel Alma dem Jüngeren, und zwar wegen des Glaubens und der Gebete seines Vaters. (Siehe Vers 8–17.) Durch diese Schriftstelle ließ der Herr mich wissen, daß er Gebete für andere Menschen erhört. Ich habe bewußt nie aufgehört, für meinen Mann zu beten. Weitaus schwieriger, jedoch genauso wichtig, ist der Glaube, daß er sich eines Tages ändern wird.

Mir ist außerdem klargeworden, daß Nächstenliebe eine Gabe Gottes ist. Kurz nach dem Kirchengericht spürte ich plötzlich eine tiefe Zuneigung zu meinem Mann. Ich wollte ihm helfen und ihn auf jede mögliche Weise unterstützen. Dieses Gefühl blieb mir lange genug erhalten, um zu erkennen, daß ich es immer haben wollte. Ich bete regelmäßig zum Vater, und zwar so, wie Moroni uns auffordert, nämlich „mit der ganzen Kraft des Herzens", damit ich von „dieser Liebe erfüllt" werde. (Moroni 7:48.)

Der Gemeinschaftsentzug meines Mannes ist jetzt aufgehoben. Obwohl sich vieles zum Guten geändert hat, muß er seine Verpflichtung dem Evangelium gegenüber und den Wunsch, in der Kirche aktiv zu sein, erst noch neu wecken. Ich habe jedoch akzeptiert, daß nur er das beeinflussen kann. Statt mich auf seine Fehler zu konzentrieren, kann ich nun für das dankbar sein, was wir richtig machen. Zu meiner Überraschung habe ich festgestellt, daß man in jeder Lage glücklich sein kann. Außerdem ist mir klargeworden, daß das schmerzlichste Erlebnis meines Lebens das größte Wachstum mit sich gebracht hat. □

Anmerkung des Herausgebers: Der Name der Verfasserin wird auf ihren Wunsch hin nicht genannt.



Illustration von Mark Robinson

ICH HABE EINE FRAGE

Fragen zum Evangelium, die von allgemeinem Interesse sind.

Die Antworten sind als Anleitung,
nicht aber als offizielle Aussage der Kirche zu betrachten.

Wie ist die Geschichte der Erde, die anhand von Fossilien errechnet werden kann, mit der Entstehungsgeschichte der Erde vereinbar, die wir in den heiligen Schriften finden?



Morris S. Peterson, Geologieprofessor an der Brigham-Young-Universität und Pfahlpräsident des Pfahles Provo-Utah-Ost.

Es gibt vieles, was wir über die Erschaffung und Frühgeschichte der Erde nicht wissen. Der diesbezügliche Bericht in den heiligen Schriften ist nicht sehr ausführlich, und auch die Erkenntnisse der Wissenschaft sind unvollständig. Es kann sogar sein, daß sich das, was wir derzeit in bezug auf die Entstehungsgeschichte der Erde für richtig halten, später, wenn uns weitere Erkenntnisse zur Verfügung stehen, als Teilwahrheit erweist. Uns wird jedoch versichert, daß der Tag kommen wird, an dem der Herr alles offenbaren wird:

„Das, was vergangen ist, und Verborgenes, was niemand gewußt hat, das, was die Erde betrifft, wodurch sie geschaffen worden ist, und ihren Zweck und ihr Ende, höchst Kostbares – das, was oben ist, und das, was unterhalb ist, das, was in der Erde und auf der Erde und im Himmel ist." (LuB 101:33,34.)

Bis aber jener Tag kommt, müssen wir uns auf das verlassen, was in den heiligen Schriften steht, und auf das, was wir aufgrund der Fakten, die die Wissenschaft gesammelt und untersucht hat, für wahr halten.

Der Herr hat uns, um über Gott und seine Schöpfungen zu lernen, ja auch aufgefordert, sowohl nach Erkenntnis aus den heiligen Schriften als auch nach weltlichem Wissen zu trachten: „Lehrt eifrig – und meine Gnade wird mit euch sein –, damit ihr noch vollkommener unterwiesen seiet in Theorie, in Grundsätzlichem, in der Lehre, im Gesetz des Evangeliums, in allem, was das Reich Gottes betrifft und was ratsam ist, daß ihr es versteht;

das, was im Himmel und auf der Erde und ebenso unter der Erde ist; das, was gewesen ist, das, was ist, und das, was sich in Kürze begeben muß ..." (LuB 88:78,79.)

Die Heiligen der Letzten Tage teilen Elder James E. Talmages Überzeugung, daß es im Evangelium Jesu Christi Raum für jede Wahrheit gibt, die der Mensch bisher erforscht hat oder die noch bekannt werden wird. Auf diesem Hintergrund wollen wir uns nun kurz mit den derzeit gültigen Erkenntnissen befassen, die sich aus der Untersuchung von Fossilien ergeben haben, und sie mit dem vergleichen, was in der heiligen Schrift steht.

Gott ist der Schöpfer unserer Erde und allen Lebens auf der Erde. „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; ... Gott schuf ... alle Arten von ... Lebewesen. ... Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut." (Genesis 1:1,21,31.)

Zu den Lebensformen, die Gott erschaffen hat, haben offensichtlich auch viele Tierarten gehört, die längst ausgestorben sind. Auf der Erde gibt es viele Gesteine mit Fossilien, die Organismen darstellen, welche einst gelebt haben und heute Teil der Erdkruste sind.

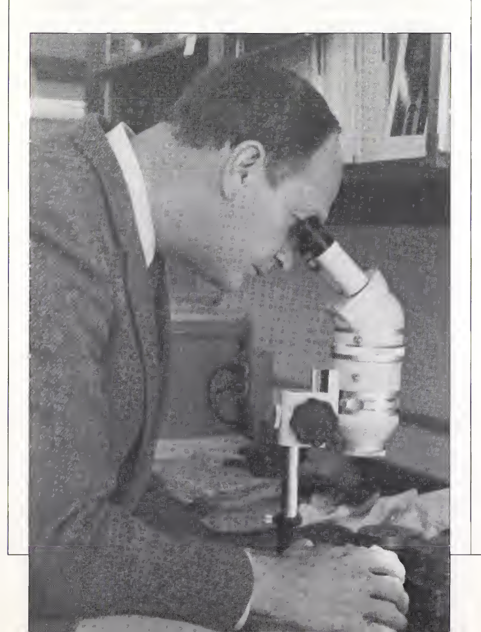
Wenn man die unterschiedlichen Schichten dieser Gesteine untersucht, wird offensichtlich, daß es hier ein klares, geordnetes Muster gibt. Elder James E. Talmage (von Beruf ebenfalls Geologe) hat am 21. November 1931 in der *Deseret News* folgendes geschrieben:

„Die Geologen sind der Ansicht, daß diese sehr einfachen Pflanzen- und Tierformen von komplizierteren abgelöst wurden, und im unzerstörbaren Zeugnis der Steine lesen sie nach, wie sich das Leben von den einfachen zu den komplexeren Formen entwickelt hat. ..."

Diese Folge, die an den Fossilien abzulesen ist, wird auch an anderen sedimentären Gesteinen auf der gan-

zen Welt deutlich. Ob wir uns nun in Australien, Afrika, Europa, Amerika oder anderswo befinden – die unterschiedlichen Lebensformen, die es auf der Erde gegeben hat, sind zur gleichen Zeit aufgetreten und wieder verschwunden. Für den, der sich gläubig mit den heiligen Schriften beschäftigt, bestätigt dies das planvolle Vorgehen Gottes, des Schöpfers. Die Folge, in der das Leben erschaffen wurde und die im Buch Genesis nachzulesen ist – zuerst die Pflanzen (Genesis 1:11,12), dann die Tiere (Genesis 1:20–23) – wird durch die Fossilien bestätigt: die Pflanzenfossilien sind älter als die Tierfossilien.

Diese Erkenntnis darf nicht überraschen, denn der Gott, der diese Erde erschaffen hat, hat auch die Propheten inspiriert. Schwierig wird die Sache erst dann, wenn wir meinen, Gott habe zu diesem Thema bereits alles offenbart, was er zu offenbaren gedenke, oder wenn wir vergessen, daß sich die Theorien der Wissenschaft mit neuen Entdeckungen ändern. Wir dürfen auch nicht vergessen, warum wir die heiligen Schriften bekommen haben und was für Ziele die Wissenschaft hat.



Die heiligen Schriften legen in erster Linie Zeugnis von Jesus Christus ab und erklären, wie wir durch sein Sühnopfer errettet und erhöht werden können. Sie erklären, warum (nicht notwendigerweise wie) die Erde erschaffen worden ist und was für Gesetze und Grundsätze jemand befolgen muß, wenn er ewiges Leben erlangen will. Die Wissenschaft hat jedoch das Ziel, herauszufinden, wie (und nicht warum) die Erde erschaffen worden ist und die Gesetze und Grundsätze zu verstehen, die die physikalische Welt beherrschen.

Die unterschiedliche Aufgabe, die Wissenschaft und Religion haben, wird ganz deutlich, wenn wir uns mit den Dinosauriern beschäftigen. Aus den Fossilien wird die theoretische Folgerung gezogen, daß die Dinosaurier vor 225 Millionen bis 67 Millionen Jahren die beherrschende Tiergruppe auf der Erde waren. Manche Dinosaurier haben Fleisch gefressen, andere haben sich von Pflanzen ernährt. Manche sind klein gewesen, andere hingegen riesengroß mit einem Gewicht von bis zu 72 Tonnen und einer Länge von mehr als 27 Metern.

Es steht außer Frage, daß diese Tiere existiert haben, denn ihre Überreste sind in Steinen auf der ganzen Welt gefunden worden. Wir wissen jedoch nicht, was für einen ewigen Zweck sie bei der Schöpfung und der Frühgeschichte der Erde gehabt haben. In der Schrift finden wir nichts über die Dinosaurier, und der Wissenschaft geht es nicht darum, zu erklären, warum es sie gegeben hat. Wir können nur wie Elder Talmage schließen, daß „alle Kalkablagerungen und viele Kalkgesteine in der Tiefsee Überreste von Tierskeletten enthalten. Diese Tiere haben Generation um Generation gelebt und sind gestorben, als die Erde noch nicht für menschliches Leben bereit war."

Der Zusammenhang zwischen der heiligen Schrift und dem, was die Wissenschaft derzeit weiß, ändert sich ständig. Die Wissenschaft erfährt ständig mehr über die Geschichte des Lebens auf der Erde, und wir haben guten Grund zu der Annahme, daß wir im Laufe der Nachforschungen noch viel mehr erfahren werden.

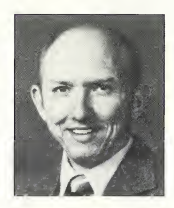
Seit Jahrhunderten haben sich Menschen vor die Aufgabe gestellt gesehen, eine Schriftstelle mit einer bestimmten wissenschaftlichen Erkenntnis zu verein-

baren. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß das, was wir heute wissen, von den Entdeckungen, die morgen gemacht werden, verändert wird. Geduld und Demut werden letztlich alle Fragen beantworten – wenn nicht in diesem Leben, dann im künftigen.

Glücklicherweise müssen wir nicht alle Einzelheiten der Schöpfung kennen, um in den Genuß der wichtigen heiligen Handlungen des Evangeliums zu kommen, die für die Errettung notwendig sind, und Gottes Gesetze für Fortschritt zu befolgen. Die heiligen Schriften und die inspirierten Ratschläge der Propheten reichen aus, um uns zu Gott zurückzuführen.

Aber das bedeutet nicht, daß die Wissenschaft in unserem ewigen Streben nach Wahrheit keinen Platz hat. Je mehr wir über das erfahren, was Gott erschaffen hat, desto mehr erkennen wir ihn und lernen sein Werk lieben. Ich bin Geologe und gehöre der Kirche an und betrachte es als ein Glück, mich mit den Steinen und Fossilien beschäftigen zu können, die Aufschluß darüber geben, wie Gott die Erde erschaffen hat. Alles, was ich über die Erhabenheit der Schöpfung erfahren habe, hat dazu geführt, daß ich mehr über den himmlischen Vater lernen und so leben will, wie er es möchte. □

Was für eine Beziehung besteht zwischen der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage und den nichtchristlichen Religionen der Welt?



R. Lanier Britsch, Konrektor der Brigham-Young-Universität-Hawaii.

1975 habe ich einen Brief von einem jungen Mann bekommen, der sich mit der Kirche beschäftigte. Er gehörte einer Hindugruppe an und war der Meinung, er habe viel Wahrheit im Hinduismus gefunden. Er erklärte mir, es fiele ihm schwer, ein Zeugnis vom wiederhergestellten Evangelium zu erlangen, weil er auch anderswo Wahrheit gefunden habe.

Ich schrieb ihm zurück: „Ich glaube, ich verstehe, was Sie meinen. Wenn man einmal davon ausgeht, daß die Heiligen der Letzten Tage die einzige wahre Kirche haben, wieso haben dann ganz offensichtlich auch andere religiöse Bewegungen Elemente der Wahrheit?"

Und weiter schrieb ich: „Wir dürfen nicht überrascht sein, wenn wir irgendwo Wahrheit finden. ... Das Licht Christi ist in und auf jedem Menschen, und alle ehrlichen Menschen haben das Recht, für ihr Gutsein belohnt zu werden."

Ich zitierte LuB 130:20,21: „Es gibt ein Gesetz, das im Himmel – vor den Grundlegungen dieser Erde – unwiderruflich angeordnet wurde und auf dem alle Segnungen beruhen:

Wenn wir irgendeine Segnung von Gott erlangen, dann nur, indem wir das Gesetz befolgen, auf dem sie beruht."

Ich erklärte ihm dann folgendes: „Wenn jemand einen ewigen Grundsatz befolgt, wird er automatisch dafür gesegnet, daß er diesem Gesetz gehorcht. Gott wird jedem Menschen den Lohn zuteil werden lassen, den er verdient." Wir Heilige der Letzten Tage glauben wirklich daran, daß es in vielen Religionen und Philosophien Wahrheit gibt. Auf der Erde hat es viele gute, große religiöse Führer gegeben. Durch ihre Lehren haben sie das geistige, sittliche und ethische Verständis ihrer Anhänger erweitert.

Wenn wir die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage als die einzige wahre Kirche bezeichnen, wollen wir damit sagen, daß sie die einzige Organisation ist, die das Recht hat, die für die Errettung erforderlichen heiligen Handlungen zu vollziehen. Wir wollen sagen, daß sie die einzige Organisation ist, die von Jesus Christus geführt wird, und zwar durch das Wirken von Propheten und Aposteln auf der Erde. Die Kirche lehrt zwar die wahren Lehren der Errettung, aber wir meinen damit nicht, daß sie die einzige ist, die Wahrheit lehrt.

Seit den Anfangstagen der Kirche haben Generalautoritäten immer wieder klargemacht, wie die Kirche zu nichtchristlichen Religionen steht – wir sollen ihnen gegenüber nicht nur tolerant sein, sondern sie auch

respektieren. Am 15. Februar 1978 hat die Erste Präsidentschaft – Präsident Spencer W. Kimball, Präsident Marion G. Romney und Präsident N. Eldon Tanner – eine offizielle Erklärung zum Standpunkt der Kirche gegenüber anderen Religionen mit folgendem Wortlaut abgegeben:

„Auf der Grundlage von Offenbarungen aus alter und aus neuer Zeit verkündet die Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage mit großer Freude die christliche Lehre, daß alle Männer und Frauen Brüder und Schwestern sind, und zwar nicht nur als Blutsverwandte durch ihre sterblichen Vorfahren, sondern auch als buchstäbliche Geistkinder des ewigen Vaters.

Die großen Religionsstifter der Welt wie Mohammed und Konfuzius, Reformatoren wie Martin Luther und andere sowie Philosophen – unter ihnen Sokrates, Plato und andere – haben einen Teil des göttlichen Lichts empfangen. Sie haben wahre Grundsätze erhalten, um ganze Nationen aufzuklären und Menschen auf eine höhere Verständnisebene zu heben.

Die hebräischen Propheten haben den Weg für das Kommen Jesu Christi bereitet, des verheißenen Messias, der allen Menschen Errettung bringen sollte, die an das Evangelium glauben.

In Übereinstimmung mit diesen wahren Grundsätzen glauben wir daran, daß Gott allen Menschen genug Erkenntnis gegeben hat und geben wird, um ihnen auf dem Weg zur ewigen Errettung beizustehen – entweder in diesem Leben oder im künftigen Leben.

Wir verkünden auch, daß das Evangelium Jesu Christi, das seiner Kirche in unserer Zeit wiedergegeben worden ist, der einzige Weg zu Glück während des Erdenlebens und zu einer immerwährenden Fülle der Freude ist. Wer das Evangelium nicht hier auf der Erde kennengelernt hat, der erhält später in der Geisterwelt die Möglichkeit dazu.

Deshalb bringen wir allen Menschen eine Botschaft voller Liebe und Sorge um das ewige Wohlergehen aller Männer und Frauen, und zwar ungeachtet ihres Glaubens, ihrer Rasse und ihrer Nationalität, denn wir sind alle wahrhaft Brüder und Schwestern, weil wir Söhne und Töchter desselben ewigen Vaters sind."

Diese Erklärung macht folgendes deutlich: (1) alle Menschen sind Kinder Gottes und daher Brüder und Schwestern, (2) es gibt nur einen Weg zu einer Fülle der Freude, und das ist das Evangelium, das in der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage wiederhergestellt worden ist, (3) jeder wird die Möglichkeit bekommen, das Evangelium anzunehmen, wenn nicht auf der Erde, dann im künftigen Leben, und (4) „große Religionsstifter der Welt" (sowohl diejenigen, die in der Erklärung namentlich erwähnt werden, als auch viele andere) haben einen „Teil des göttlichen Lichts" erhalten. Unbestreitbar hat Mohammed das religiöse Verständnis und das ethische Bewußtsein seines Landes und vieler anderer über seine Grenzen hinaus erweitert. Konfuzius hat den Menschen in Ostasien höhere sittliche Maßstäbe vermittelt, als sie in den meisten Gebieten der Erde existierten.

Natürlich gibt es in anderen Religionen viel, was wir nicht annehmen oder entschuldigen können. Hier sind nämlich Elemente der Wahrheit oft gleich neben Aberglauben, Magie und Irrtümern zu finden. In vielen Religionen sind sittliche Grundsätze und Lehren enthalten, die großen Wert haben und ewige wahre Grundsätze umfassen. Gleichzeitig sind aber auch falsche Lehren und möglicherweise sogar Praktiken zu finden, die von den Mächten der Finsternis inspiriert sind. Wir müssen uns diese Mischung von Wahrheit und Irrtum klarmachen, wenn wir uns mit anderen Religionen beschäftigen.

Auf einen einfachen Nenner gebracht, bedeutet das: Die Welt ist besser, weil es in allen Rassen, Nationen, Geschlechtern und Sprachen Menschen gibt, die die Wahrheit und die richtige Art der Lebensführung erkannt haben und bestrebt waren, andere Menschen daran teilhaben zu lassen. Diese wahren Grundsätze haben ihrerseits dazu beigetragen, dem wiederhergestellten Evangelium den Weg zu bereiten. Was also die Religionen der Welt betrifft – seien sie christlich geprägt oder nicht: Wir Heilige der Letzten Tage müssen allen Menschen aller Religionen Freundschaft und guten Willen entgegenbringen. Die Erste Präsidentschaft hat gesagt: „Deshalb bringen wir allen Menschen eine Botschaft voller Liebe und Sorge um das ewige Wohlergehen aller Männer und Frauen." □

DER PATRIARCHALISCHE SEGEN

Foto von Philip S. Shurtleff

So wie Josef in alter Zeit einen Patr
Vater Jakob erhalten hat, so könner
Segen erhalten, der uns in den Letz

Der himmlische Vater hat vorgesehen, daß jeder von uns eine persönliche Offenbarung erhalten kann, die uns wissen läßt, was er von uns erwartet. Haben Sie sich schon einmal gefragt, was der himmlische Vater in diesem Leben von Ihnen erwartet? Wir wissen, daß wir hier sind, um uns der Rückkehr zum himmlischen Vater würdig zu erweisen. Wir wissen, daß uns der Erretter durch sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung den Weg dazu gezeigt hat. Aber gibt der himmlische Vater für jeden ganz persönlich Hinweise?

Ja! Der himmlische Vater hat vorgesehen, daß jeder von uns eine persönliche Offenbarung erhalten kann, die uns wissen läßt, was er von uns erwartet. Diese Offenbarung ist der Patriarchalische Segen. Im Patriarchalischen Segen werden die Talente eines Menschen genannt, außerdem seine Abstammung und die ihm innewohnenden Möglichkeiten. Dieser Segen soll uns motivieren, führen, warnen, Ratschläge geben und Trost spenden.

Der Patriarchalische Segen ist gleichsam eine geistige Straßenkarte, die man nur durch den Geist verstehen kann; deshalb muß man ihn gebeterfüllt lesen. Er soll uns einen Einblick in unser ewiges Dasein vermitteln, und zwar vom Standpunkt Gottes aus. Die Segnungen, die darin genannt werden, lassen uns erkennen, wer wir wirklich sind.

Der Patriarchalische Segen wird von einem Mann erteilt, der zum Patriarchen ordiniert worden ist. In jedem Pfahl gibt es wenigstens einen Patriarchen. Seine einzige Aufgabe besteht darin, sich geistig dafür bereitzumachen, den würdigen Mitgliedern des Pfahls den Patriarchalischen Segen zu geben. Der Segen, den er ausspricht, ist so wichtig, daß eine Kopie davon in der Geschichtsabteilung der Kirche aufbewahrt wird.

Jedem werden andere Segnungen verheißen – gemäß dem, was der Betreffende braucht. Manchmal mag es so aussehen, als könnten die verheißenen Segnungen niemals in Erfüllung gehen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß der himmlische Vater alles aus einem anderen Blickwinkel sieht als wir. Elder Thomas S. Monson, Zweiter Ratgeber in der Ersten Präsidentschaft, hat beispielsweise folgendes erzählt:

„Vor einigen Jahren bekam ein Mädchen im Teenageralter ihren Patriarchalischen Segen. . . . Sie wohnte in Polen. Der Patriarch fühlte sich gedrängt, ihr zu verheißen, daß sie eines Tages im Tempel des Herrn heiraten würde. Er zögerte, diese Verheißung auszusprechen, weil es für sie absolut keine Möglichkeit gab, Polen zu verlassen, so daß sie im Tempel hätte heiraten können. Aber er gab den Einflüsterungen des Geistes nach und sprach die Verheißung aus.

Als der Patriarch den Segen gegeben hatte, kam er zu mir ins Büro und fragte: ‚Habe ich das Richtige getan?' Ich sagte ihm, man tue immer das Richtige, wenn man auf die Einflüsterungen des Heiligen Geistes höre. Darauf meinte er: ‚Aber ich habe eine Verheißung ausgesprochen, die niemals in Erfüllung gehen kann.' Ich antwortete ihm: ‚Wir wollen von ganzem Herzen auf den Herrn vertrauen . . .' Zwei Jahre später schlossen Deutschland und Polen einen Vertrag ab,



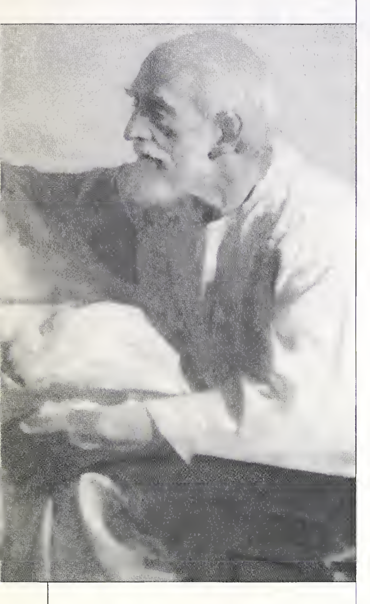
„Jakob segnet Josef", Gemälde von Harry Anderson.

der es den deutschstämmigen Polen gestattete, nach Deutschland auszuwandern. Das Mädchen zog nach Deutschland, von wo aus es in den Tempel des Herrn gehen kann, wenn die Zeit für eine Eheschließung gekommen ist." (Gebietskonferenz in Skandinavien, August 1976.)

Wann man sich den Patriarchalischen Segen geben lassen soll

Jedes wichtige Ereignis im Leben wird noch bedeutsamer, wenn wir uns darauf vorbereitet haben. Jedes Mitglied erhält normalerweise nur ein einziges Mal einen Patriarchalischen Segen,

iarchalischen Segen von seinem
ı auch wir einen Patriarchalischen
:ten Tagen führt.



und deshalb soll man für dieses heilige Erlebnis einen geeigneten Zeitpunkt auswählen, damit der Segen auf rechte Weise erteilt werden kann. Elder Eldred G. Smith, Patriarch der Kirche, hat folgendes geraten: „Es wird sehr empfohlen, daß kein Kind unter zwölf Jahren diesen Segen bekommt, aber das richtige Alter hängt ganz von der geistigen Reife des Betreffenden ab. Der Segen soll zu einer Zeit erteilt werden, wenn der Betreffende den Wunsch hat, das Werk des Herrn zu tun und anderen zu dienen." (*Instructor*, Februar 1962, Seite 43.)

Junge Leute erhalten ihren Patriarchalischen Segen oft im Alter zwischen 14 und 19 Jahren, wenn sie nämlich anfangen, sich ernsthaft Gedanken darüber zu machen, welche Richtung ihr Leben nehmen soll. (Natürlich kann man sich in jedem Alter einen Patriarchalischen Segen geben lassen, unabhängig davon, ob man in der Kirche aufgewachsen ist oder sich später bekehrt hat.)

Sich auf den Patriarchalischen Segen vorbereiten

Wenn Sie den Wunsch haben und meinen, Sie seien für den Patriarchalischen Segen würdig und hätten sich auf dieses Ereignis genügend vorbereitet, dann sprechen Sie mit dem Bischof bzw. Zweigpräsidenten. Wenn er meint, Sie seien bereit, wird er Ihnen eine Empfehlung für den Segen ausstellen. Daraufhin müssen Sie einen Termin mit dem Patriarchen ausmachen. Wenn es in Ihrer Nähe keinen Patriarch gibt, kann der Pfahl- bzw. Missionspräsident etwas für Sie ausmachen.

Wenn der Tag für den Patriarchalischen Segen herangekommen ist, können Sie dieses Ereignis für sich und/oder Ihr Kind noch bedeutsamer machen, wenn Sie durch Fasten und Beten nach Weisung vom Herrn streben. Sie können nachlesen, wie Jakob seinen zwölf Söhnen den Patriarchalischen Segen gegeben hat, vor allem den Segen, den Josef erhalten hat. So machen Sie sich mit der Sprache vertraut, in der ein Segen ausgesprochen wird.

Wie man aus dem Segen Nutzen zieht

Ob sich der Patriarchalische Segen erfüllt, hängt davon ab, ob Sie würdig sind, die verheißenen Segnungen zu empfangen. Der Herr kann Segnungen verheißen, aber er kann Sie nicht dazu zwingen, diese Segnungen auch zu empfangen.

Der Patriarchalische Segen ist ein ganz persönlicher Segen vom Herrn. Wenn Sie die Gebote des Herrn befolgen und das Evangelium studieren, können Sie die Bedeutung des Segens besser verstehen.

Es wäre sicher gut, wenn Sie sich für das regelmäßige Nachlesen eine Kopie des Segens machten und das Original in den Familienunterlagen aufbewahrten. Je mehr Sie an Reife zunehmen, desto mehr Einsicht wird Ihnen das regelmäßige gebeterfüllte Lesen dieses Segens bringen. Dieser heilige und ganz persönliche Segen soll jedoch nicht herumgereicht und zu offen besprochen werden. Er ist in erster Linie für den bestimmt, der ihn erhält. Natürlich dürfen die Angehörigen ihn zu einem angemessenen Zeitpunkt lesen.

Vor allem in schwierigen Zeiten kann es besonders hilfreich sein, wenn wir unseren Patriarchalischen Segen lesen und uns daran erinnern, wie sehr der himmlische Vater uns liebt. Elder Smith rät: „Setzen Sie sich hin und lesen Sie Ihren Patriarchalischen Segen, wenn Sie beunruhigt, bekümmert, entmutigt und mit Ihrem Leben nicht zufrieden sind. Wenn Sie dann Ihren Patriarchalischen Segen lesen, fassen Sie neuen Mut; Sie kehren zu Ihrem Ausgangspunkt zurück und befinden sich wieder auf dem richtigen Weg." (Ansprache am Salt Lake Institut of Religion, 30. April 1971.) □

VOR WEM SOLL ICH ANGST HABEN?

Fragen Sie einmal fünf Freunde, wovor sie Angst haben, und Sie werden wahrscheinlich fünf verschiedene Antworten bekommen. Einer hat beispielsweise Angst davor, neue Freunde zu suchen. Ein anderer hat vielleicht Angst vor einer Prüfung. Manchmal ist es das Unbekannte, das uns angst macht. Manche Mitglieder haben Angst, ihren Freunden vom Evangelium zu erzählen.

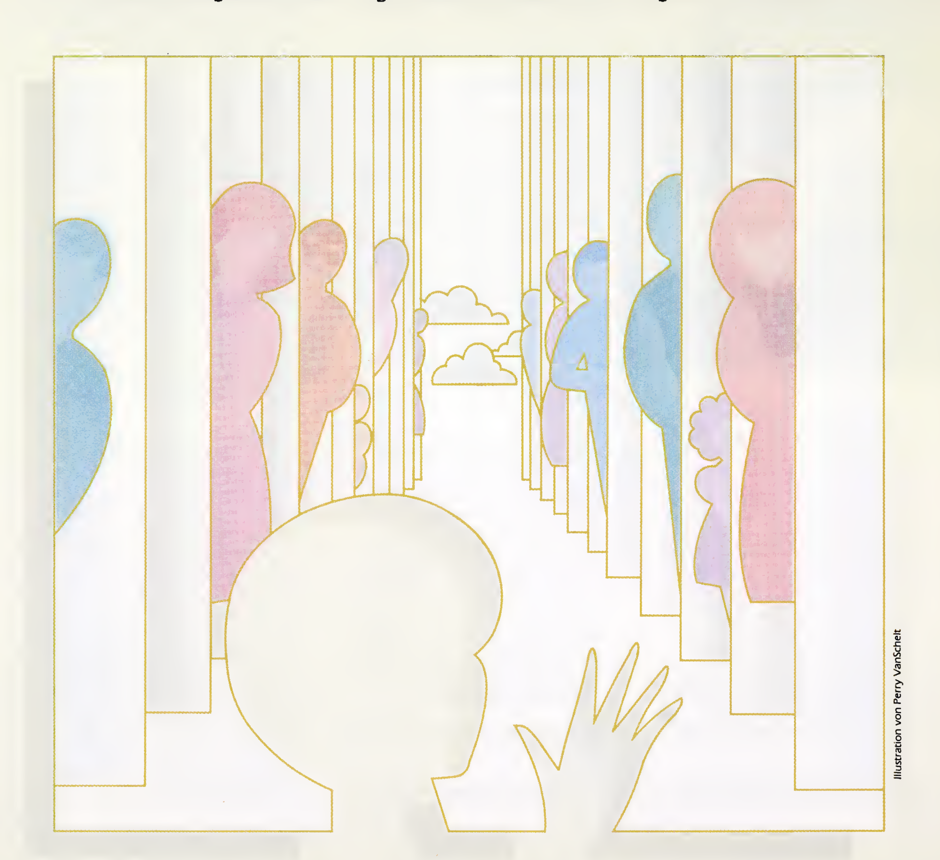


Illustration von Perry VanSchelt

Kathleen Lubeck

Wenn es Ihnen auch schon einmal so ergangen ist, sollten Sie sich anhören, was Anna Ruth Aaron, 15, aus der 1. Gemeinde in Lubbock in Texas zu erzählen hat. Auch sie hatte Angst, bis sie versuchte, Missionsarbeit zu tun.

„Ich hatte Angst, mit meinen Freundinnen über die Kirche zu sprechen", erzählt Anna Ruth. „Aber ich habe nie verheimlicht, daß ich Mormonin bin. Meine Freundinnen kennen meinen Standpunkt zum Trinken und Rauchen. Wenn jemand mich auf einer Party drängte, gegen meine Maßstäbe zu handeln, sagten meine Freundinnen ihm, er solle aufhören.

Ich habe immer davon geträumt, Missionarin zu sein und eine meiner Freundinnen oder die ganze Clique zu bekehren!"

Ein Traum kann die Angst verscheuchen. Jedenfalls hat Anna Ruth diese Erfahrung gemacht, als sie mit einer guten Freundin über die Kirche sprach.

„Ich hatte Diane Swann schon vorher gekannt, aber vom ersten Tag des neuen Schuljahres an wurden wir enge Freundinnen. Wir gingen gemeinsam von der Schule nach Hause und verbrachten viel Zeit zusammen. Eines Tages – wir waren gerade auf dem Nachhauseweg – sagte mir etwas: ‚Frag sie ... frag sie ... frag sie.'

Also sagte ich: ‚Diane, kann ich dich etwas fragen? Ich habe das noch nie vorher jemand gefragt, und ich muß zugeben, daß ich Angst habe. Ich möchte gerne, daß du dich mit den Missionaren meiner Kirche unterhältst. Du könntest dir eine Lektion anhören, die dir etwas über meine Kirche erklärt. Wenn du das nicht willst, bin ich dir nicht böse, und unsere Freundschaft wird nicht darunter leiden.'

Diane antwortete: ‚Gut, ich werde mir die eine Lektion anhören, aber ich sage dir jetzt schon, daß ich mich deiner Kirche nicht anschließen werde.' "

Anna Ruth sorgte dafür, daß die erste Lektion stattfand. Diane kam, und es herrschte ein guter Geist. Diane fragte ihre Mutter, ob sie die anderen Lektionen auch anhören dürfe, und die Mutter erlaubte es, sagte aber auch, daß Diane sich nicht der Kirche anschließen wolle. Diane hörte sich weiter die Lektionen an, und die Missionare forderten sie auf, sich taufen zu lassen. Ihre Mutter erlaubte es – und Diane schloß sich der Kirche an.

Was sagt Diane dazu, daß Anna Ruth mit ihr über die Kirche gesprochen hat?

„Ich war nicht beleidigt, sondern eher überrascht", erzählt sie. „Meine Mutter war erstaunt, als ich ihr sagte, daß ich mich für die Kirche interessiere, denn bei uns zu Hause wird nicht viel über Religion gesprochen. Mein Bruder zog mich damit auf, aber meine Mutter war sehr hilfreich. Sie ist auch zur Taufe gekommen. Ich glaube, es ist gut, wenn man mit seinen Freunden über die Kirche spricht, denn wenn Anna Ruth nicht mit mir darüber gesprochen hätte, wäre ich heute nicht Mitglied. Man braucht keine Angst davor zu haben."

Anna Ruths Traum, eine Missionarin für ihre Freundinnen zu sein, setzte sich ganz unerwartet fort.

„Meine Freundin Dawn hatte gehört, wie Diane und ich über die Kirche sprachen, und eines Tages meinte sie, sie wäre vielleicht auch interessiert. Das fand ich so toll! Das war eine Woche vor der Mädchenkonferenz unseres Pfahles, und ein Priestertumsführer unserer Gemeinde hatte gesagt, daß es einen speziellen Fonds für diejenigen gäbe, die ein Mädchen, das nicht der Kirche angehörte, mitbrächten. Meine Mutter arrangierte es, daß Dawn mitkommen konnte. Die Konferenz war wirklich inspirierend, und Dawn sagte, sie wolle sich taufen lassen. In der Woche darauf begann sie mit den Lektionen, und ein paar Wochen später wurde sie getauft."

Anna Ruth stellte fest, daß ihr Traum mit der Taufe von Dawn noch nicht vorüber war.

„Gleich nach Dawns Taufe hat eine Freundin, die ich schon lange kenne, mir gesagt, daß sie am Sonntag mit zur Kirche kommen wolle."

Wie denkt Anna Ruth heute über ihre Missionsarbeit?

„Es ist unbeschreiblich. Man ist so aufgeregt. Mein größter Wunsch ist es, daß sie in der Kirche aktiv bleiben und darin wachsen.

Ich möchte alle jungen Leute überall auffordern, die Menschen wissen zu lassen, daß sie der Kirche angehören. Wenn ihnen der Geist eingibt, daß sie über das Evangelium sprechen sollen, dann werden sie hoffentlich darauf hören und Zeugnis geben, wenn sie sich gedrängt fühlen. Es ist so wichtig, daß man über das Evangelium spricht und anderen die Möglichkeit gibt, die große Freude, den Frieden und die Gemütsruhe zu spüren, die uns die Kirche vermittelt. Das Evangelium bedeutet mir sehr viel, und ich möchte allen Menschen, denen ich begegne, davon erzählen."

Das also kann jemand passieren, der ein bißchen Angst davor hat, einer Freundin oder einem Freund vom Evangelium zu erzählen. □



Illustration von Larry Winborg

Der Sommermorgen war hell und kühl. Ich stand am Ufer des Snake River in Idaho und sann über die Schönheit der Natur nach, die mich umgab, und über die Schöpfung des allweisen himmlischen Vaters. In der Nähe lagen die Schleusentore, die den Lauf des Flusses in die Bewässerungskanäle regelten, die das Land fruchtbar machten.

Ich war tief in Gedanken versunken, als ich etwas Kleines weit den Fluß hinauf bemerkte. Das Etwas kam näher, und ich sah, daß es sich um ein Schlauchboot handelte. Kurz darauf sah ich, daß anscheinend eine ganze Familie im Boot saß. Vor ihnen, gerade da, wo ich stand, machte der Fluß eine Biegung. Das Wasser war tief und strömte schnell dahin. Wenn man dem Hauptlauf des Flusses folgte, hatte man nichts zu befürchten, und jedes Jahr nahmen Hunderte von Booten diesen Weg. Aber ich spürte, daß die Bootsin-

DIE VERHEISSUNG

Elder Devere Harris vom Ersten Kollegium der Siebzig



sassen Schwierigkeiten hatten, ihr Boot um die Biegung zu steuern, und das Boot wurde gefährlich nahe an die betonierten Tunnels getrieben, durch die das Wasser in die Bewässerungskanäle strömte.

Ich sah, daß das Boot an eine Ecke eines Tunnels gestoßen war und nun Gefahr lief, vom Sog in den Tunnel gezogen zu werden. Da standen die Insassen des Bootes – Vater, Mutter, Großmutter und zwei kleine Jungen – auf, um sich mit den Händen von der Betonwand abzustoßen und so zum Flußufer hin in Sicherheit zu bringen. Der Vater streckte mir die Hand entgegen und schrie: „Helfen Sie uns!" Oh, wie gerne hätte ich geholfen! Ich beugte mich soweit wie möglich nach unten, um seine Hand zu ergreifen, aber noch während er mir verzweifelt die Hand entgegenstreckte, sah ich, wie sich das Boot seitlich wegdrehte. Mit seinen fünf Insassen wurde es im wirbelnden Wasser

in den Tunnel gesogen.

Ich war entsetzt! Mein erster Gedanke war, daß sie in den senkrecht angebrachten Eisenstangen hängenbleiben würden, die die Baumstümpfe auffangen sollten, die im Fluß trieben. Ich wandte mich um, um zu schauen, ob sie unten aus dem Tunnel zu den Bewässerungskanälen hinausgetrieben würden.

Das Wasser, das durch den Tunnel und wieder nach draußen strömte, bildete bis zu drei Meter hohe Wellen. Ich sah, wie der Vater aus dem schäumenden Wasser auftauchte, dann die Mutter. Beide schienen gute Schwimmer zu sein. Dann hörte ich die Großmutter schreien. Sie war etwa fünfzig Meter flußabwärts getrieben worden und konnte anscheinend nicht schwimmen. Ich rannte das Ufer entlang und konnte sie schließlich sicher an Land bringen.

Wir alle standen entsetzt am Ufer. Wo waren die beiden Jungen? Die Mutter schrie laut, und der Vater rannte am Ufer hin und her. Aber die beiden Jungen kamen nicht an die Oberfläche.

Da kam ein Auto vorbei. Ich erklärte dem Fahrer schnell, was geschehen war, und er fuhr davon, um Hilfe zu holen. Es dauerte nicht lange, bis viele Menschen am Ufer standen. Mit Motorbooten wurde der Kanal abgesucht, aber vergeblich. Die beiden Jungen konnte man nicht finden.

Glück verwandelt sich in Trauer

Wenn wir eine Krise oder ein schlimmes Erlebnis mitmachen, gehen uns viele Gedanken und Fragen durch den Kopf. In meinem Kopf wirbelte es nur so. Ich hatte mitangesehen, wie aus einer glücklichen Familie im Bruchteil einer Sekunde eine Familie wurde, die verzweifelt war, und zwar nur deshalb, weil sie es versäumt hatten, mit einer Biegung zu rechnen, und weil die Strömung sie weg vom richtigen Weg in den falschen Tunnel gezogen hatte. Mir tat das Herz weh, als ich die beiden Eltern ansah, auf deren traurigem Gesicht sich Kummer und Verzweiflung spiegelten.

Auch als ich nach Hause fuhr, bewegten mich trübe Gedanken. Zwei Jungen waren gestorben. Aber was ist der Tod? Nur eine vorübergehende Trennung für diejenigen, die im Tempel darangegangen sind, eine ewige Familie zu werden. Mir wurde klar, daß ich nichts von der Familie wußte, deren Unglück ich mitangesehen hatte, aber ich betete darum, daß die Überlebenden schließlich Trost und Frieden in der Liebe des himmlischen Vaters finden würden.

Aber was ist mit den Eltern, deren Sohn oder Tochter in den Tunnel der Versuchung und Sünde gezogen wird? Deren Sohn oder Tochter das Zeugnis, den Glauben und manchmal auch die Hoffnung verloren hat? Ich habe mitangesehen, wie in einer glücklichen Familie die Trauer Einzug gehalten hat; wie die Angehörigen ihr ganzes Leben lang leiden, weil einer nicht auf dem richtigen Weg geblieben ist.

Wir müssen richtige Entscheidungen treffen

Den jungen Leuten sage ich: Ihr lebt in einer schnellebigen Welt. Ihr müßt klar denken und die richtigen Entscheidungen treffen. Euer zukünftiges Leben hängt zum großen Teil von den Entscheidungen ab, die ihr jetzt trefft. Ihr müßt alles meiden, was euch zum Bösen hinführt.

Wenn ihr auf eurer Reise durch das Leben manchmal unvorsichtig werdet, kann sich die Sünde einschleichen und euch und euren Lieben Panik, Kummer und Traurigkeit bringen. Manche Menschen meinen, daß sie ihre Freiheit aufgeben, wenn sie nach dem Evangelium leben und das tun, was von ihnen erwartet wird. Deshalb lehnen sie sich auf und sagen: „Ich will so sein, wie ich bin, ich will frei sein und mich nicht von den Regeln und Vorschriften des Evangeliums einschränken lassen."

Vergleichen Sie diese Einstellung mit den vielen jungen Leuten, die sich an der „eisernen Stange" festhalten, den Zehnten und Fastopfer zahlen, die Schrift studieren, zur Kirche gehen und ihr Leben so aufbauen, daß es ihnen und ihren Mitmenschen Glück bringt. Der Herr hat gesagt: „Ich, der Herr, bin verpflichtet, wenn ihr tut, was ich sage; tut ihr aber nicht, was ich sage, so habt ihr keine Verheißung." (LuB 82:10.)

Die Verheißung lautet folgendermaßen: Wenn ihr würdig lebt, dann könnt ihr – wie wir alle – in die Gegenwart des Vaters zurückkehren und alles ererben, was er besitzt. Der himmlische Vater hofft, daß ihr dieses Ziel erreicht. Er hat uns die Möglichkeit dazu gegeben, und unser Lebensweg ist klar gekennzeichnet.

Laßt es nicht zu, daß euch die Versuchung fortschwemmt, die euch nicht nur die Segnungen des irdischen Lebens nimmt, sondern auch die des ewigen Lebens.
□

DEN MENSCHEN WIRD DAS HERZ AUSSETZEN

Elder Royden G. Derrick
vom Ersten Kollegium der Siebzig

Gewalt, Krieg, Hungersnot, Verwüstung und die zerstörerischen Naturkräfte, von denen täglich in den Medien berichtet wird, zeigen uns, daß wir in einer sehr unruhigen Zeit leben, die der Herr vorausgesagt hat: „Und an dem Tag ... (wird) die ganze Erde in Aufruhr sein, und den Menschen wird das Herz aussetzen." (LuB 45:26.) Wenn den Menschen das Herz aussetzt, können Angst und Sorgen dazu führen, daß wir unser Selbstvertrauen verlieren, das doch erforderlich ist, damit wir Erfolg haben. Wir leben in einer Zeit, wo der liebevolle Beistand von Freunden und Bekannten besonders wichtig ist.

Dieser liebevolle Beistand ist auch für diejenigen wichtig, die sie gar nicht zu brauchen scheinen. Man sagt beispielsweise Stahlbaumonteuren nach, sie seien stark und mutig. Sie gehören der Zunft an, die Stahlrahmen für Gebäude und Brücken herstellt. Manche dieser Rahmen ragen mehr als 100 Stockwerke hoch in den Himmel, und die Arbeiter laufen auf den Balken entlang, die sie verbolzen. Manche Brücken, die sie bauen, spannen sich in einer Höhe von mehr als 100 Metern über dem Wasser, und die Arbeiter gehen die schmalen Träger entlang, die später die Straße und den Verkehr tragen.

Diese Monteure müssen aufmerksam und vorsichtig sein, denn ein einziger falscher Schritt kann ihren Tod bedeuten. Es ist wichtig, daß sie sich immer auf das konzentrieren, was sie gerade tun. Viele Unfälle, die zu Verletzungen oder auch zum Tod geführt haben, sind auf Unstimmigkeiten zu Hause oder auf Sorgen zurückzuführen, die den Betreffenden gequält und von seiner Arbeit abgelenkt haben. Sein Beruf bringt ihm den Ruf, für jedes Risiko unempfindlich zu sein, aber in Wirklichkeit ist er ein ganz normaler Bürger, dessen Gefühle, Sorgen, Aufgaben und Eigenschaften sich von anderen Menschen kaum unterscheiden. Eine Eigenschaft jedoch muß er in hohem Maße besitzen, nämlich Selbstvertrauen. Er



darf keine Angst haben.

Jim war seit über dreißig Jahren Stahlbaumonteur und hatte fast in jeder Aufgabe gearbeitet, die in diesem Beruf anfällt. So hatte er einen reichen Erfahrungsschatz. Er war auf dünnen Trägern entlangbalanciert, die sich Hunderte von Metern hoch über dem Boden spannten, und er war Tausende von Malen Balken entlanggekrochen oder -balanciert, um sie zu verbolzen. Die Arbeiter, die verbolzen, sind die ersten unter den Stahlbaumonteuren. Ihr Risiko ist am größten, und ihre Aufgabe erfordert am meisten Mut. Jim wurde von seinen Kollegen bewundert, weil er so viel Mut hatte und so ausgeglichen war.

Eines Tages arbeitete er mit anderen Kollegen in den Felsenbergen von Colorado, als aus heiterem Himmel ein Gewittersturm aufkam. Der Regen prasselte nur so herunter, die Blitze zuckten, der Donner grollte und der Sturm blies mit ganzer Kraft. Die Monteure kletterten schnell nach unten und suchten in der Bauhütte Schutz. Dort wollten sie das Ende des Sturms abwarten.

Ungefähr fünfzehn Minuten waren vergangen, als jemand fragte: „Wo ist Jim?" Jim war nicht in der Bauhütte. Sie gingen nach draußen und schauten zum Stahlgerüst hinauf. Jim war oben, er stand auf einem Träger und hatte die Arme fest um eine Stahlstütze geschlungen. Sie riefen zu ihm hinauf, bekamen aber keine Antwort. Deshalb kletterten zwei Kollegen das Gerüst empor. Jim war in Panik geraten und konnte sich nicht mehr rühren. Er hatte die Arme so fest um die Stütze geschlungen, daß sie sie nur mit Gewalt lösen konnten. Dann sicherten sie ihn mit einem Kabel und ließen ihn langsam auf den Boden hinab. Jim war halb verrückt vor Angst.

Sie brachten ihn in die Bauhütte und setzten ihn an den Kamin, damit er sich aufwärmen konnte. Eine Stunde später war der Sturm vorbei; die Luft war ruhig, die Sonne schien, und die Vögel sangen. Die Männer machten sich wieder an die Arbeit, nur Jim blieb zurück. Er hatte allen Mut verloren und hatte Angst, wieder nach oben zu klettern.

Der Vorarbeiter erkannte das Problem. Jim brauchte sich dessen nicht zu schämen. So etwas passiert den Besten. Die Situation erforderte viel Fingerspitzengefühl. Wenn Jim nicht gleich wieder nach oben kletterte, würde er es nie mehr schaffen. Der wütende Sturm und das Risiko seines Berufes hatten dem erfahrenen Monteur plötzlich allen Mut genommen. Nur er selbst konnte den Schaden beheben. Aber er brauchte Hilfe, und zwar wie noch nie zuvor.

Der Vorarbeiter war ein kluger Mann. Er legte seinen Arm um Jim und erklärte ihm, daß das, was ihm

widerfahren war, jedem von ihnen widerfahren könne. Er sagte, Jim müsse wieder an die Arbeit zurück, und versicherte ihm, daß er das schaffen könne. Jim wußte, daß der Vorarbeiter recht hatte. Jeder Stahlbauarbeiter weiß, daß er wieder an die Arbeit zurück muß. Jim wußte auch, daß es sofort sein mußte. Wenn er heute nicht wieder an die Arbeit ginge, wäre es morgen noch schwieriger, und nach einer Woche würde er es nie mehr schaffen. Schließlich befahl er sich selbst, wieder das Stahlgerüst hochzuklettern und an die Arbeit zu gehen. Seine Beine wollten ihm nicht gehorchen, und er zitterte am ganzen Körper. Als er das Gerüst emporkletterte und vorsichtig seine Arbeit wieder aufnahm, klatschten seine Kollegen ihm Beifall. Das gab ihm die Kraft und das Vertrauen, die er brauchte.

Jim ging an die Arbeit und versuchte, mit seinen Kollegen Schritt zu halten. Dabei gewann er nach und nach sein Selbstvertrauen zurück. Wäre der Vorarbeiter nicht so verständnisvoll gewesen oder hätten die Kollegen kritische Bemerkungen gemacht, hätte er seine Arbeit wahrscheinlich niemals wieder aufnehmen können. Jim wurde klar, daß seine Kollegen wahre Freunde waren, denn sie hatten verstanden und ihm zu einer Zeit, da er Hilfe brauchte, Hilfe zukommen lassen.

Was hat dazu geführt, daß sich dieser Mann trotz seiner reichen Erfahrung, seines Mutes und seines Selbstvertrauens von der Furcht überwinden ließ? Die Mediziner beschreiben das als äußerste Angstzustände. Das ist ein unangenehmer Spannungszustand, wobei der Betreffende den Eindruck hat, irgendeine Gefahr sei im Verzug.

Die Verwirrung und das Konkurrenzdenken, die unsere Gesellschaft heute beherrschen, führen bei vielen Menschen zu Enttäuschungen; sie lassen sich von ihrer Furcht übermannen. Wenn jemand darum ringt, Ausgeglichenheit und Selbstvertrauen zurückzugewinnen, braucht er gute Freunde, die den Arm um ihn legen und ihm versichern, daß er nicht allein ist und daß sein Ringen Erfolg haben wird. Zu oft schwächen wir einen solchen Menschen noch zusätzlich, indem wir gedankenlose Bemerkungen machen und ihn nicht verstehen, statt ihm mit liebevoller und aufrichtiger Anteilnahme neuen Mut zu geben.

Der Erretter hat im folgenden Gleichnis von einer solchen liebevollen Anteilnahme gesprochen: „Wenn der Menschensohn in seiner Herrlichkeit kommt und alle Engel mit ihm, dann wird er sich auf den Thron seiner Herrlichkeit setzen.

Und alle Völker werden vor ihm zusammengerufen werden, und er wird sie voneinander scheiden, wie der Hirt die Schafe von den Böcken scheidet.

Er wird die Schafe zu seiner Rechten versammeln, die Böcke aber zur Linken.

Dann wird der König denen auf der rechten Seite sagen: Kommt her, die ihr von meinem Vater gesegnet seid, nehmt das Reich in Besitz, das seit der Erschaffung der Welt für euch bestimmt ist.

Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen; ich war nackt, und ihr habt mir Kleidung gegeben; ich war krank, und ihr habt mich besucht; ich war im Gefängnis, und ihr seid zu mir gekommen.

Dann werden ihm die Gerechten antworten: Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und dir zu essen gegeben, oder durstig und dir zu trinken gegeben?

Und wann haben wir dich fremd und obdachlos gesehen und aufgenommen, oder nackt und dir Kleidung gegeben?

Und wann haben wir dich krank oder im Gefängnis gesehen und sind zu dir gekommen?

Darauf wird der König ihnen antworten: Amen, ich sage euch: Was ihr für einen meiner geringsten Brüder tut, das habt ihr mir getan." (Matthäus 25:31–40.) □

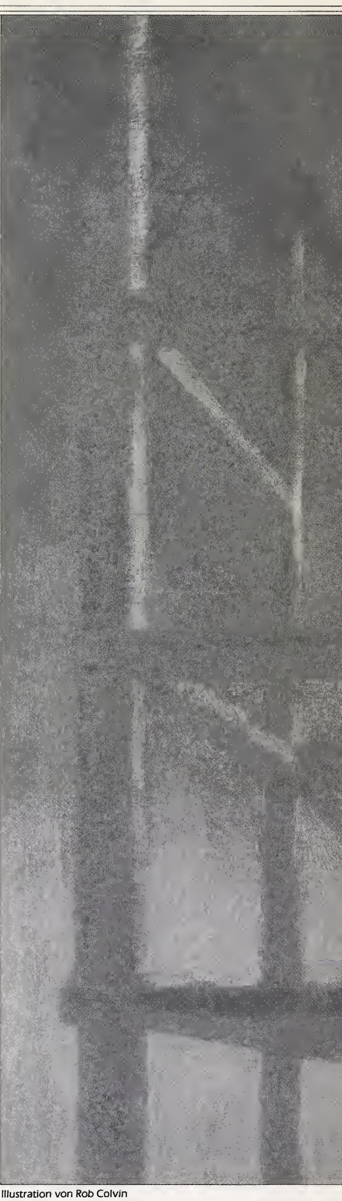
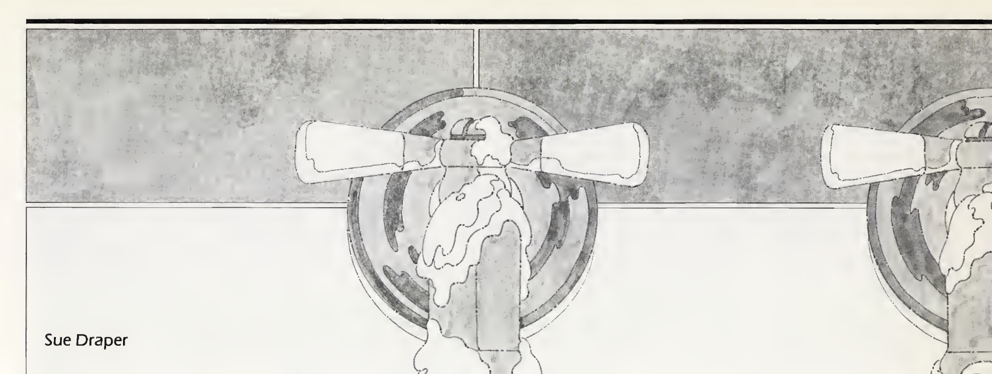


Illustration von Rob Colvin





Sue Draper

Der Winter in jenem Jahr war der kälteste seit vielen Jahren in diesem Landesteil. Es schneite und wurde mit jedem Tag kälter. Bald war die Erde hartgefroren, und auch der Fluß fing an zuzufrieren.

Ich war als Missionarin in Südfrankreich und hatte gemeint, einen warmen Winter und einen angenehmen Sommer zu erleben, wie es ja auch normalerweise der Fall ist. Unsere Wohnung war wie viele andere auch nur für warme Tage gebaut. Die Wände waren nicht isoliert, ebensowenig die Wasserleitungen, die außen am Gebäude entlangliefen. Das war wirtschaftlich und für die Gegend auch angemessen.

Aber als es mit den Tagen immer kälter wurde, schienen auch die Menschen immer kälter zu werden, und sie waren für unsere Botschaft weniger empfänglich. Der Kontakt mit ihnen wurde zunehmend schwieriger.

Wir stellten bald fest, daß die Wasserleitungen in der Stadtmitte zufroren und die Menschen kein Wasser mehr hatten. Das Zufrieren breitete sich aus wie eine Krankheit, und wir hofften nur, daß unser Stadtteil verschont bliebe. Ängstlich beobachteten wir und warteten, und es dauerte gar nicht lange, bis wir eines Morgens in unserer eiskalten Wohnung aufwachten und kein Wasser mehr hatten. Viele Bewohner des Hauses hatten Angehörige und Freunde in Nachbarstädten oder einen Brunnen im Hof. Wir allerdings hatten nicht soviel Glück.

Wir taten unser möglichstes, um diese schwierige Zeit zu überstehen, indem wir teure Flaschen voll Wasser kauften, die in den Läden verkauft wurden. Jeden Morgen gingen wir zwanzig Minuten zu Fuß zum Gemeindehaus, um uns zu waschen und etwas zu kochen. Als die Zeit verging, meinten wir, es wäre ratsam, einen Eimer mit Wasser zum Waschen und für Notfälle in der Wohnung zu haben. Wir beschlossen, während des Vorbereitungstages jemand zu suchen, der noch fließendes Wasser hatte, und ihn zu bitten, uns einen Eimer voll abzugeben.

Überall, wo wir um einen Eimer Wasser baten, schlug uns die Kälte entgegen, die wir schon gespürt hatten, als wir beim Missionieren von Tür zu Tür gingen. Die Menschen strahlten eine Kälte aus, die uns wie ein Eishauch berührte. Ihre typische Antwort lautete: „Wenn ich Ihnen mein Wasser gebe, was soll ich dann trinken? Je mehr Wasser ich fortgebe, desto weniger habe ich für mich selbst." Es war schwer, sich nicht entmutigen zu lassen. Die Zeit verging, ohne daß wir Erfolg hatten, und so beschlossen wir, es noch an einer Tür zu versuchen und uns dann auf den Heimweg zu machen.

Wir kamen an die Tür und klopften. Es war ganz interessant, das, was wir heute taten, mit dem zu vergleichen, was wir sonst taten. Die Menschen verstanden einfach die Bedeutung dessen nicht, was wir ihnen sagen wollten. Es war ihnen auch gleichgültig, was wir zu sagen hatten. Sie waren beschäftigt und wollten sich nicht von zwei Missionarinnen stören lassen, die auch noch Ausländerinnen waren und lange Mäntel mit einem schwarzen Namensschild trugen.

Eine Frau öffnete und sah uns mitfühlend an, während wir uns vorstellten und unser Problem erklärten. Zuerst hörte sich ihre Antwort an wie alle anderen Antworten, die wir erhalten hatten: „Ein Eimer voll Wasser?" fragte sie. „Ein Eimer voll Wasser – ist das alles? Sie können auch zwei oder drei oder zehn oder noch mehr Eimer haben. Kommen Sie ruhig wieder, denn wenn ich das Wasser fortgebe, friert meine Leitung nie zu. Wenn das Wasser nämlich läuft, friert die Leitung nicht zu. Je mehr ich also gebe, desto mehr bekomme ich zurück."

Diese Frau, die in einem Land weit entfernt von unserer Heimat wohnt, hat so gelebt, wie der Erretter es uns ans Herz gelegt hat, nämlich: „Denn ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich aufgenommen." (Matthäus 25:35.)

So ist es auch mit unserem Zeugnis. □

EIN EIMER VOLL WASSER



Illustration von Lee Shaw

Die Menschen reagierten mit einer Kälte auf unsere Bitte, die uns wie ein Eishauch entgegen schlug. Es war schwer, sich nicht entmutigen zu lassen.



EINE REPUBLIK DES GLAUBENS

Junge Leute erleben das immer heller werdende Licht des Evangeliums in der Dominikanischen Republik

Lisa A. Johnson

Foto vom Verfasser und von Janet Thomas

Es ist früher Morgen, da ertönt ein Donnerschlag, und das Licht in einer Seminarklasse in Santo Domingo, der Hauptstadt der Dominikanischen Republik, verlöscht langsam. Irgend jemand geht eine Kerze holen. Das lebhafte Gespräch über die heiligen Schriften geht fast ohne Unterbrechung weiter, und durch den Regen, der auf das Dach hämmert, hört man die Stimmen der Schüler, die Schriftverse vorlesen.

Aber da stimmt doch etwas nicht! Im Raum ist es völlig finster, und die Schüler können ihre Bücher überhaupt nicht sehen. Sie lesen auch gar nicht. Sie haben die Schriftstellen für den betreffenden Tag auswendig gelernt und sagen sie nun auf. Jeden Tag lernen sie etwa zehn Schriftstellen auswendig.

Dieser Fleiß und diese Hingabe sind nichts Ungewöhnliches für viele junge Mitglieder in der Dominikanischen Republik. Die Kirche ist für sie mehr als nur eine Sonntagsbeschäftigung. Das Seminar ist für sie mehr als nur eine Beschäftigung am frühen Morgen. Das Evangelium ist die treibende Kraft in ihrem Leben, und sie setzen alles daran, um es im täglichen Leben anzuwenden.

Ein Mädchen im Teenageralter beispielsweise wollte so gerne am Seminar teilnehmen, aber ihre Eltern meinten, das brächte zu viele Umstände mit sich, und deshalb sollte sie alle ihr zugeteilten Hausarbeiten erledigen, ehe sie zum Unterricht ging. Sie übertrugen ihr eine Menge Hausarbeiten. Aber zum großen Erstaunen der Eltern stand das Mädchen morgens um vier Uhr auf, um alle Aufgaben zu erledigen, ehe das Seminar anfing.



Manche Schüler müssen eine halbe Stunde über verschlammte Wege gehen, um zum Seminar zu kommen, aber sie sind immer pünktlich, denn für sie sind Zeit und Aufwand die Mühe wert. „Wir lieben die Kirche", sagt Wally Ventura aus der Gemeinde Orzama. „Wir sind so dankbar, daß wir sie haben, und wir können nie genug tun."

Die meisten jungen Leute haben das Gefühl, daß sie nie genug tun. Wenn die Schule nachmittags aus ist, versammeln sich viele im Gemeindehaus, um Lieder zu üben, Volleyball oder Basketball zu spielen oder die Schrift zu studieren. Nach dem Abendessen arbeiten sie mit den Vollzeitmissionaren oder helfen mit, eine „Noche de Amistad" – einen „Abend der Freundschaft" – zu organisieren. Die Mitglieder der Gemeinde fördern solche Eingliederungsprogramme für Interessierte. Normalerweise gibt es einen Film, Zeugnisse, Ansprachen, Spiele und etwas zu essen, um die Untersucher mit der Kirche vertraut zu machen und ihnen das Gefühl der Ungezwungenheit zu vermitteln. Oft planen die jungen Leute den ganzen Abend selbst.

Die Kirche ist erst vor neun Jahren in die Dominikanische Republik gekommen, und doch gibt es heute schon mehr als 11 000 Mitglieder. Es ist nicht ungewöhnlich, daß in einem Monat mehr als 300 Taufen stattfinden.

Wo liegt dieses Land, in dem die Missionsarbeit so großen Erfolg hat und die jungen Leute so stark sind, und was genau ist es? Die Dominikanische Republik teilt sich die Insel Hispaniola mit dem Staat Haiti. Hispaniola ist eine tropische Insel der Großen Antillen und liegt westlich von der Südspitze Mexikos und nördlich von Venezuela.

Wie in vielen Ländern mit einem milden Klima kaufen die Leute gerne auf offenen Märkten Früchte und Gemüse ein. Dort gibt es *zapote, guanabana, lechosa und granadillo.*

Die bunten Häuser haben große Türen, durch die der kühle Wind streicht und Nachbarn und Verwandte hereinkommen können. Die Nachbarn sind einander nahe, sowohl räumlich als auch gesellschaftlich.

Das erleichtert die Missionsarbeit sehr. Wenn die Missionare anfangen, in einem Gebiet von Tür zu Tür zu gehen, weiß jeder, daß sie da sind. Wenn eine Familie mit den Diskussionen anfängt, werden die Nachbarn neugierig. Ein Mädchen erzählt, daß es sich für die Kirche interessiert habe, nachdem es öfter am Fenster der Nachbarn vorbeigekommen sei und gesehen habe, wie sie im Buch Mormon studierten. Sie mußte einfach herausfinden, worin sie lasen.

Die jungen Leute in der Dominikanischen Republik haben jeden Tag mehr Möglichkeiten, über die Kirche zu sprechen. Weil die Mitgliederzahl so schnell wächst (in manchen Oberschulen gibt es schon bis zu dreißig Heilige der Letzten Tage), werden auch die Lehrer aufmerksam und stellen „los Mormones" während des Unterrichts Fragen im Zusammenhang mit ihrer Religion. Diese Fragen sind nicht immer höflich und auch nicht immer leicht zu beant-



worten, aber mit Hilfe von Beten und Inspiration sind die jungen Leute in der Lage, die meisten Fragen zu beantworten. Deshalb bestürmen ihre Mitschüler sie nach dem Unterricht oft noch mit weiteren Fragen.

Die meisten Bewohner der Dominikanischen Republik sind offene und unkomplizierte Menschen und sehr stolz auf ihr Erbe. Kolumbus kam während einer seiner Reisen in die Neue Welt auf ihre Insel. Santo Domingo, die Hauptstadt, ist die älteste Stadt in der Neuen Welt, und die Dominikanische Republik kann für sich in Anspruch nehmen, die älteste Universität der Neuen Welt zu haben.

Als die Spanier begannen, sich hier niederzulassen, ging die Zahl der Einheimischen, der Indianer, drastisch zurück, aber die Überlebenden haben ihr lamanitisches Erbe an die heutigen Bewohner weitergegeben. Frankreich hatte die Insel eine Zeitlang im Besitz und brachte Sklaven her, die auf den Plantagen der Franzosen arbeiten sollten. Die Kultur der heutigen Dominikanischen Republik hat spanische, indianische, französische und afrikanische Elemente.

Ein Nebenprodukt dieser vielen Elemente ist der anmutige und doch lebendige Nationaltanz, *merengue*. Dieser Tanz muß nicht unbedingt mit einem Partner getanzt werden, und man sieht ihn bei vielen Kirchenaktivitäten. Der *merengue* ist für die meisten Bewohner der Dominikanischen Republik genauso selbstverständlich wie das Lachen.

Aber gerade der *merengue* – seine Musik und sein Tanz – stellt die jungen Leute der Dominikanischen Republik vor ein schwieriges Problem. Die besten Konzerte finden nämlich oft am Sonntag statt. Während der Woche hören die jungen Leute oft Merenguemusik, aber am Sonntag bleibt das Radio aus. Dieses Engagement hilft mit, die jungen Leute auf ihre späteren Ziele vorzubereiten. Jonny Ubiera ist siebzehn Jahre alt und gehört der Gemeinde Mendoza an und möchte auf Mission gehen. Er verbringt viel Zeit mit der Vorbereitung auf diese Mission, indem er zum Seminar geht, in der Schrift liest und mit den Vollzeitmissionaren zusammenarbeitet. Beinahe die Hälfte der Missionare, die in der Dominikanischen Republik arbeiten, sind Einheimische, und dieser Prozentsatz steigt noch immer.

Pedro Rodriguez wußte sogar schon vor seiner Taufe, daß er auf Mission gehen wollte. Über seine Bekehrung erzählt er folgendes: „Ich wurde mit ein paar Freunden zu einer Kirchenaktivität eingeladen, und ich war wirklich beeindruckt. Ich fing an, selbst in der Schrift zu lesen, und mir wurde klar, daß auch ich auf Mission gehen und allen Menschen erklären wollte, was in diesen Büchern steht. Ich habe mich bald taufen lassen, und nun freue ich mich darauf, auf Mission zu gehen."

Natürlich ist es nicht immer leicht, sich der Kirche anzuschließen. Oft verstehen die Eltern, Freunde und Geschwister das nicht. Llissel Ventura meint dazu: „Am schwersten ist es, wenn man seinen Freunden erklären muß, warum wir uns an das Wort der Weisheit halten. Viele rauchen und trinken und nehmen Drogen. Sie ziehen uns oft auf. Aber ich trinke dann einfach meinen Orangensaft und fühle mich glücklich."

Luis Espinal hat für diese Art von Druck eine interessante Lösung gefunden. „Ich kenne Menschen, die schlechte Angewohnheiten haben, die sie gerne ablegen würden", sagt er. „Aber sie glauben nicht, daß jemand ihnen dabei helfen kann. Ich versuche dann, ihnen ein guter Freund zu sein, und bringe sie alle mit zur Kirche. Manche kommen nur einmal mit, aber andere kommen öfter, und manche schließen sich der Kirche an."

In der ganzen Dominikanischen Republik findet man junge Leute, die ihre Mitmenschen erreichen wollen. Wenn man sie fragt, was die übrige Welt von ihnen wissen soll, dann sagen sie:

„Sagen Sie ihnen, daß wir sie lieben. Wir möchten sie eines Tages kennenlernen."

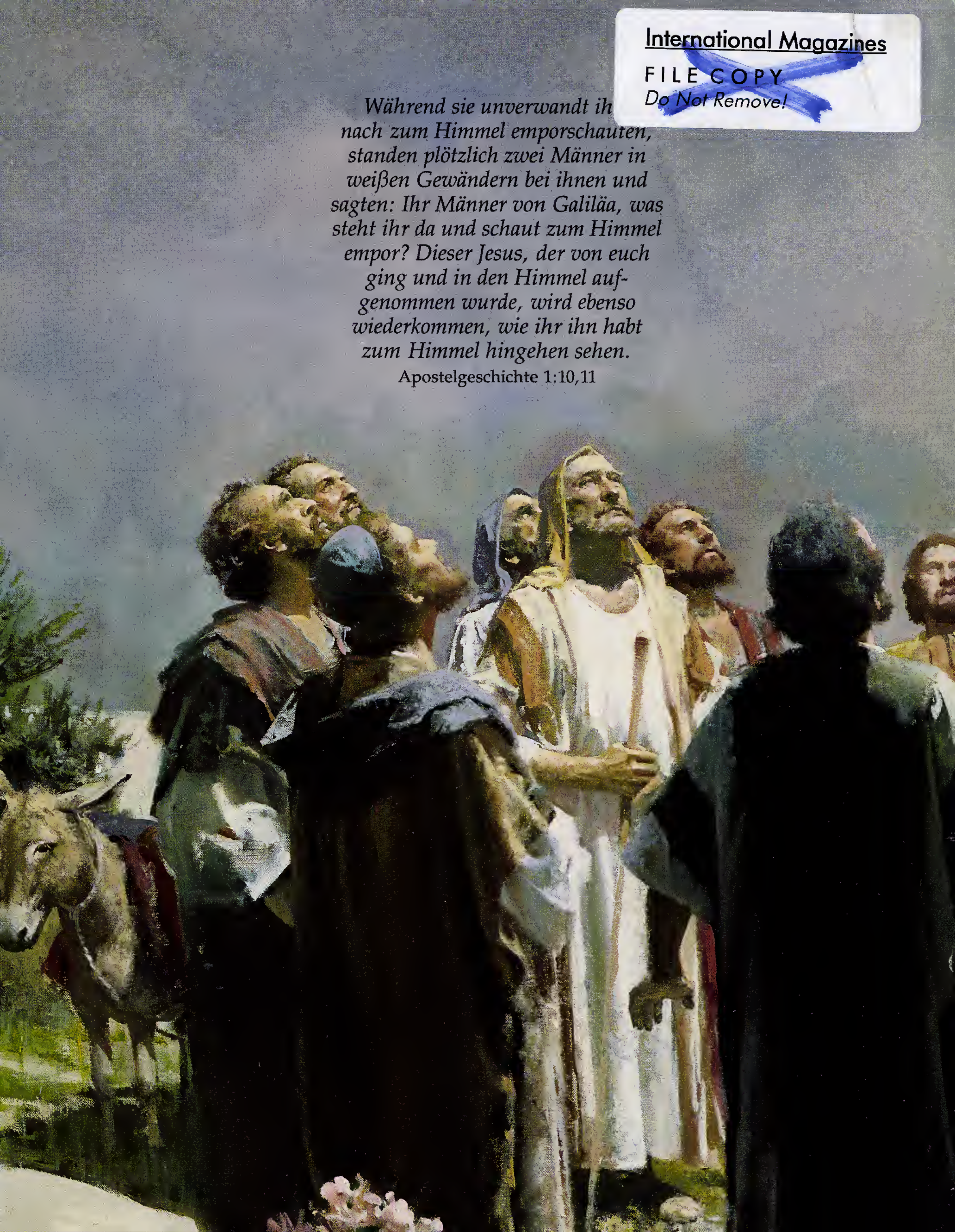
„Sagen Sie ihnen, daß wir zusammenarbeiten."

„Sagen Sie ihnen, daß wir es *bien chevere* – ganz toll – finden, dieser Kirche anzugehören."

„Sagen Sie ihnen, daß die Kirche für uns sehr wichtig ist. Wir mögen uns auf gewisse Weise von anderen jungen Heiligen der Letzten Tage unterscheiden, aber wir haben alle die gleichen Ziele und die gleichen Träume."

„Sagen Sie ihnen, daß wir wissen: die Kirche ist wahr und Gott liebt uns alle. Der Erretter hat etwas Herrliches für uns getan, er hat nämlich für unsere Sünden gezahlt. Er hat uns Licht gegeben, und wir versuchen, unser Licht leuchten zu lassen, so daß unsere Mitmenschen auch sehen können."

Das Licht Christi, es hilft den Seminarschülern in der Dominikanischen Republik „sehen", wenn das elektrische Licht einmal ausgeht. Es hilft ihnen, die Wahrheit zu erkennen, wenn sie in ihr Leben tritt. Es hilft ihnen, so eifrig Missionsarbeit zu leisten und ihren Freunden zu helfen. Dieses Licht gibt ihrem Licht Nahrung und hilft ihnen, eine Republik des Glaubens aufzubauen. □


Während sie unverwandt ih
nach zum Himmel emporschauten,
standen plötzlich zwei Männer in
weißen Gewändern bei ihnen und
sagten: Ihr Männer von Galiläa, was
steht ihr da und schaut zum Himmel
empor? Dieser Jesus, der von euch
ging und in den Himmel auf-
genommen wurde, wird ebenso
wiederkommen, wie ihr ihn habt
zum Himmel hingehen sehen.
Apostelgeschichte 1:10,11